

Nicht der traurige Anblick unserer aufgedeckten Armseligkeit ist die Ursache des Hasses, der die Kirche verfolgt ... Nicht unsere Sünder kehren die Welt gegen uns, sondern unsere Heiligen; nicht unsere Laster, sondern unsere Tugenden und Wohltaten. Jesus Christus war rein, da er gekreuzigt wurde; und wenn die Kirche, weniger glücklich als er, nicht immer jene göttliche Verklärung in den Ihrigen hat, so ist es doch ihre Ehre, stets nur für die nämliche Sache zu leiden, die ihrem Herrn den Tod gebracht hat.

Lacordaire

## Meldungen aus der katholischen Welt

*Aus dem deutschen Sprachgebiet*

**Moderner Brautunterricht nun auch in Deutschland** Die Herder-Korrespondenz berichtete im 4. Jahrgang Seite 206 von einem Fernunterrichtsverfahren für Brautleute, das von der Katholischen Aktion der Universität Ottawa erfunden und in ganz Nordamerika mit außergewöhnlichem Erfolg erprobt wurde. Man übernahm zum erstenmal für die religiöse Unterweisung ein Unterrichtsprinzip, das auf den verschiedensten Gebieten weltlichen Wissens schon lange gebraucht wird. Fünfzehn Briefe über die Ehe, in denen alle einschlägigen Fragen behandelt werden, können nacheinander versandt, studiert, vom Schüler beantwortet, vom Lehrer verbessert werden, so daß eine Intensität des Studiums erreicht wird, an die der übliche Brautunterricht wohl kaum jemals heranreicht. Selbstverständlich lassen sich die Unterrichtsbriefe auch als Grundlage von Kursen an Ort und Stelle verwenden, wofür die Herausgeber eine ausführliche Anleitung gegeben haben. Die damalige Meldung der Herder-Korrespondenz begegnete in den Leserkreisen ungewöhnlichem Interesse. Wir freuen uns deshalb, nun mitteilen zu können, daß dieser Ehevorbereitungsunterricht jetzt auch in Deutschland begonnen wird. Die Arbeitsgemeinschaft „Familia“ in Aachen, Salvatorberg, hat sich unter der Mitwirkung von P. Anton Kaltenbach und P. Cornelius Ingmann OMI der Sache angenommen. Sie stellt den Seelsorgern die Unterrichtsbriefe für örtliche Ehevorbereitungskurse zur Verfügung und führt auch für einzelne Interessenten den Fernunterricht durch. Es wird uns versichert, daß die amerikanischen Briefe bei der Übersetzung für deutsche Verhältnisse umgearbeitet worden sind. Damit ist für eines der wichtigsten Gebiete der Seelsorge eine neue Einrichtung geschaffen worden, von der man große Erfolge erwarten darf.

**Das Katholische Bildungswerk Berlin** Wer heute als unvoreingenommener Besucher aus Westdeutschland oder dem Ausland das katholische Leben Berlins an seinen Quellen kennen lernen will, der wird zunächst der Geschäftsstelle des Katholischen Bildungswerkes Berlin in der Turmstraße, unmittelbar neben dem berühmten Moabitener Dominikanerkloster, einen Besuch abstatten müssen. Was diese viergeteilte, geschundene, ständig unter Dampf gehaltene Stadt an echtem intellektuellem katholischem Leben noch (oder schon wieder) hat, was sie an katholischer Geistigkeit hergibt, wie weit und wie tief ihre Aufgeschlossenheit inmitten der eigenen drängenden Tagesnöte reicht und wie dicht oder locker ihr Kontakt mit den Geistesströmungen ruhigerer Landstriche ist — darüber informiert ihn schon ein Blick in eines der gelbweißen Programmhefte des Bildungswerkes, die zweimal im Jahr in einer Auflage von 5000 Stück erscheinen und in allen Pfarreien der Stadt an Gläubige und interessierte Nichtkatholiken zum Verkauf gelangen. Ein mutiger Vorspruch, ein Wort Pius' XII., leitet das neueste Heft, das Programm des 1. Semesters 1951, ein, ein deutlicher Ausdruck des Geistes, aus dem heraus das Berliner Bildungswerk lebt, und der Intention, unter die es seine Arbeit gestellt hat. „Die Kirche kann sich nicht untätig in ihre Gotteshäuser verschließen, sie darf ihre göttliche und providentielle Mission nicht aufgeben, den vollkommenen Menschen zu bilden und damit ohne Unterlaß am Aufbau einer soliden Grundlage der Gesellschaft mitzuarbeiten.“ Der nachfolgende Programmteil bleibt hinter dem Auftakt nicht zurück. Er enthält 50 Einzelveranstaltungen, 9 Vortragsreihen und Arbeitsgemeinschaften, 5 Leseabende über die Literatur der Gegenwart, 1 Studienfahrt und 2 Führungen. „Maria und die nichtkatholische Christenheit“, „Katholisches Laienapostolat in Amerika“, „Kommende kulturelle Aufgaben des Fernsehens“, „Ehekrise und Familienleben der Großstadt Berlin“, „Thomas von Aquin und das Problem der Wahrheit“, „Die Philosophie Edith Steins“, „Die Verwöhnung“, „Das mittelalterliche Ordensleben in der Mark Brandenburg“, „Die Entwicklung der katholischen Staats- und Gesellschaftsauffassung“,

„Bibel und Naturwissenschaft“, „Bruce Marshall — Georges Bernanos, ein Vergleich“: diese kleine Auswahl aus den angeführten Themen zeigt das hohe Niveau, die Vielfältigkeit und Aktualität des Gebotenen. Wenn man bei dem kurzen Überblick bedenkt, daß seit dem Jahre 1945 ein großer Teil der katholischen Intelligenz Berlin verlassen hat, so erscheint die „programmatische“ Leistung des Bildungswerkes erst im rechten Licht. Die in jedem Semester neu zu bewältigende Schwierigkeit, qualifizierte Dozenten für die Arbeit zu gewinnen, kann nur durch den opferfreudigen Einsatz der in Berlin selbst ansässigen, durch ihre Berufsarbeit schon stark überlasteten Priester und geistig führenden Laien, sowie durch Heranziehung von Dozenten aus der DDR und aus Westdeutschland bewältigt werden. Gerade deren bereitwillige Mitarbeit — so im letzten Semester die von Prof. Hirschmann SJ aus Frankfurt, Dr. Flintrop vom Haus Altenberg, Dr. Egen-ter, München, und Dr. Geck, Königswinter — wurde in Berlin besonders dankbar begrüßt. Hier knüpften vor allem die Katholikentage in Bochum und Altötting Fäden. Wenn heute rund 100 Dozenten im Katholischen Bildungswerk Berlin mitwirken — Geistliche, Laien und Ordensfrauen —, von denen in jedem Semester etwa die Hälfte beschäftigt ist, so ist das ein schönes Zeichen für die geistige Initiative des katholischen Berlin.

Dem guten Niveau des Gebotenen entspricht — was bekanntlich nicht immer der Fall ist — eine breite Resonanz von seiten der Zuhörerschaft und der Kursteilnehmer. In den letzten beiden Jahren besuchten 7000—10000 Menschen in jedem Semester die Veranstaltungen, Feierstunden und Führungen des Bildungswerkes. 40% der Veranstaltungen finden im Ostsektor der Stadt statt. Es waren erhebliche, heute kaum mehr vorstellbare Schwierigkeiten zu überwinden, bis man überhaupt erst geeignete Räume für die Veranstaltungen in hinreichender Zahl zur Verfügung hatte. Ein Großteil der Kirchen und Pfarrhäuser war — als das Bildungswerk im Mai 1946 auf den Plan trat — zerstört. Die frühere Zentrale des Katholischen Vortragswerkes — der Name, unter dem das Bildungswerk in der Nazizeit bis zu seinem Erliegen im April 1943 lief — war ein Trümmerhaufen. Die Verkehrsverbindungen waren denkbar schlecht und primitiv. Katholische Bildungszentren — Universität, Akademikerverband, Görresgesellschaft — gab es nicht mehr und noch nicht. Immerhin verzeichnet der Rechenschaftsbericht vom Jahre 1946 bereits eine Besucherzahl von 4500 für die Monate September bis November — im Vergleich zu anderen Berliner Volkshochschulen eine gewaltige Zahl. Die Schwierigkeiten der Anfangszeit — die, mit Ausnahme der durch die zweifache Währung bedingten, heute im großen ganzen überwunden sind — waren aber nicht nur in technischer Hinsicht groß. So mußte vor jedem Semesterbeginn der Programmwurf der damals noch auf Viermächtebasis arbeitenden Kommandantur zur Genehmigung vorgelegt werden. Die Themen waren auf das rein religiöse Gebiet beschränkt. In den Pfarreien standen brennende seelsorgliche Aufgaben im Vordergrund, so daß man den Bemühungen des Bildungswerkes nicht immer das notwendige Verständnis entgegenbrachte. Die Aufnahmebereitschaft der Bevölkerung war durch physische Schwäche und seelische Überbelastung blockiert. Mit der zunehmenden Normalisierung des Lebens fielen diese Hindernisse allmählich fort; es blieben die mit der Teilung der Stadt gegebenen Probleme.

Die Bedeutung, die das Katholische Bildungswerk heute nach Überwindung der Anlaufschwierigkeiten für das katholische Leben Berlins besitzt, zeigt sich weiterhin an den nicht zum eigentlichen Programm gehörenden Veranstaltungen, für die ein sehr reges Interesse besteht. So verschickt das Bildungswerk an alle größeren Seelsorgsstellen Großberlins sog. Rednerlisten, die dem Seelsorger die Möglichkeit bieten, sich an Hand der Liste ein ihm zusagendes Thema oder einen von ihm bevorzugten Dozenten herauszusuchen und für seine Pfarrei oder Gruppe zu verpflichten. Ebenfalls außerhalb des Programms werden in großen Kirchen oder geeigneten Räumen Vorträge für Suchende und religiös Aufgeschlossene gehalten. Die Themen werden öffentlich durch Anschlag an Plakatsäulen, Bahnhöfen und Verkehrsknotenpunkten bekanntgemacht; der Eintritt ist frei. Ebenso wirbt das Bildungswerk durch öffentliche Anschläge für Theaterstücke, Filme und Konzerte, die für das katholische Publikum von Interesse sind. Gerade hierin (wie auch übrigens in der besonderen Vorliebe für die Pflege der Diözesangeschichte) hat sich das Bildungswerk einen Zug bewahrt, der es mit seiner frühesten Zeit unter Dr. Carl Sonnenschein — der das Bildungswerk als „Katholische Volkshochschule“ 1922 ins Leben rief — eng verknüpft.

Man würde ein unvollständiges Bild des Katholischen Bildungswerkes Berlin zeichnen, wenn man die Verdienste seines Leiters, Pfarrer Lic. Dr. Bernhard Stasiewski, und die Liebe und Sorgfalt, mit der er sich der Sache annimmt, verschwiege. Er hat das Bildungswerk nach dem Kriege aus der Taufe gehoben und zu seiner jetzigen beachtlichen Höhe geführt. Aus seiner persönlichen Lektüre und seinen Anregungen entspringt ein großer Teil der Programmthemen. Bevor das Programm gedruckt wird, sendet er die eingereichten Vorschläge zur Begutachtung und Auswahl an sämtliche Seelsorgsstellen. Verbindungsleute in den einzelnen Pfarreien vermitteln ihm Wünsche, Anregungen und auch Kritik von seiten der Hörer und der Pfarrgeistlichen, so daß ein lebendiger Kontakt zwischen Geschäftsstelle, Dozentenkreis und Hörerschaft besteht. Seiner persönlichen Initiative ist die Errichtung einer Lese-stube in den Räumen der Geschäftsstelle, die eine gute Zeitschriftenauslage und eine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung hat, zu verdanken. Für die zukünftige Entwicklung hat Dr. Stasiewski sehr konkrete Pläne formuliert. Dazu gehört die Gewinnung zentral gelegener Räume — ein „Zentralproblem“ in der Viersektorenstadt —, Einrichtung eines Klubhauses, Erweiterung der Themen, vor allem hinsichtlich der Fragen Film, Funk, Naturwissenschaft, Soziologie, Erweiterung des Dozentenkreises durch Heranziehung westdeutscher Fachleute, Aktivierung der Propaganda im Hinblick auf Suchende und Zweifelnde und — last not least — das Aufspüren neuer Geldquellen zur Finanzierung des gerade in Berlin so eminent bedeutsamen Werkes Katholischer Erwachsenenbildung.

„Restauration,  
Tradition und  
positive Erneuerung“

Die von Landesbischof D. Lilje geleitete „Evangelische Akademie Hermannsburg“ in der Lüneburger Heide hat seit ihrem Bestehen (1946) schon einige tausend Menschen aller Schichten und Berufe zu Begegnungen und Gesprächen zusammengeholt und dabei mehr und mehr eine eigene Linie und ein charakteristisches Gesicht gewonnen.

Wache Aufgeschlossenheit der Menschen füreinander, Nüchternheit schon in der Fragestellung, kluge Zurückhaltung gegenüber fertigen Rezepten zur Welt- und Lebenserneuerung sind hier zu Hause, und so ist es auch immer wieder heilsam und fruchtbar, wenn sich einmal im Jahr Journalisten mit Theologen und Politikern hier zusammenfinden, um gemeinsam den neuralgischen Punkten der Gegenwart nachzuspüren.

In der diesjährigen Juni-Tagung hatte man sich „Restauration, Tradition und positive Erneuerung“ zum Leitmotiv erwählt, Begriffe, die genügend an Programmatik in sich tragen, um zum Ausgangspunkt zahlreicher Referate und Diskussionen zu dienen, mit denen man sich in die Wirklichkeit unseres privaten und öffentlichen Lebens vor-, gelegentlich aber auch daran vorbeitastete. Daß die „Armut“ unserer geschichtlichen Situation, die sich auf nationaler Ebene im völligen Fehlen nationaler Symbole dokumentiert, im geistig-geistlichen Bereich aber als „Gnade des Nullpunktes“ angesehen und angenommen werden kann — so formulierte es bereits im vorigen Jahr der damalige Bundesinnenminister Dr. Heinemann —, daß diese „Armut“ also von selber jede „Restauration“ unwahr und darum unmöglich mache, das trat sehr einleuchtend in Bischof Liljes Ausführungen über die Situation der Kirche zutage. Lilje berichtete anschaulich und eindringlich von den verschiedentlich versuchten neuen Wegen der Verkündigung sowohl wie der persönlichen Berührungnahme etwa zu Fabrikarbeitern, zur bäuerlichen Bevölkerung (die, nach Lilje, heute „Problem Nr. 1“ darstellt), zur Jugend in den Städten und auf dem Lande. Es dürfte aber kaum zu überhören sein, wenn gerade ein Mann wie Lilje dabei immer wieder betont, daß man „Kirche“ nicht nur „hinaustragen“ könne, sondern daß man, sofern man überhaupt Christ sein wolle, wirklich in ihr und mit ihr leben müsse, um eben von innen her die „neuen“ Formen auf dem Boden des unüberholbar Gültigen zu entwickeln. Einige Sätze über die „dogmatisch fixierte Dogmenfurcht“ der sogenannten „Geistigen“ waren vielleicht für einige protestantische Ohren überraschend zu hören; was in diesem Zusammenhang sowohl von Bischof Lilje wie von dem badischen Landesbischof Bender gegen die „vergiftende“ Gefahr des „Idealismus“ jeder Art und Herkunft ausgesprochen wurde, war in dem gemeinchristlichen Gehalt vom Geiste der Enzyklika „Humani generis“ weniger weit entfernt, als die meisten Teilnehmer realisieren mochten. Jedenfalls wurde sehr nachdrücklich klar, daß das Christentum zwar „Ideen“ hat — so formulierte z. B. der Göttinger Theologe Trillhaas —, selber aber keine „Idee“, sondern eine metaphysische Wirklichkeit ist, die sich in der Bewältigung der ganzen Wirklichkeit auszuweisen hat. So gilt es denn, weder zu „restaurieren“ noch zu „revolutionieren“, sondern an der Sache und an der Gegenwart zu bleiben.

Das schließt freilich die Frage nach der echten Beziehung zur „Tradition“ ein, und die wurde dann in einem glänzenden Referat von Professor Freyer (Wiesbaden) über den „Fortschritt“ auf sehr neuartige Weise gestellt und beantwortet. Freyer entwickelte die These, der „Fortschritt“ sei längst nicht mehr nur eine liberalistische Geschichtskategorie, sondern er sei ein für das 19. Jahrhundert konstitutives geschichtliches Faktum geworden, heraufgeführt von Technik und Industrie, hineinwirkend in unser Welt- und Menschenbild. Denn — und das war Freyers zentrale Behauptung — innerhalb dieser neuen

Weltsituation unter dem Zeichen des „Fortschritts“ gebe es keine neue und originale Anreicherung sittlicher und kultureller Kräfte mehr, der „Fortschritt“ sei wesensmäßig auf „Zehrung“ angelegt, auf Zehrung aus der vorhandenen Traditionssubstanz. Nur solange deren Vorrat reicht, meint Freyer, nur solange sie unerschöpft und tragfähig sei, könne es den „Fortschritt“ als modernes Phänomen geben; einmal aber werde diese humane Substanz verbraucht sein, und dann ergebe sich für die Zukunft nichts als eine Reihe von Fragezeichen.

Die hieran anknüpfende Diskussion gab zu bedenken, daß es so negativ mit dem modernen, selbst mit dem „vermaßten“ Menschen nicht bestellt sei; es wurde an Guardinis Versuche in seinem Buch „Ende der Neuzeit“ erinnert, dem „nicht-humanen“ Menschen in seiner Bedingtheit durch die „nicht-natürliche“ Natur seine neuen ethischen Qualitäten abzuspüren, die Guardini im Zurücktreten der individuellen „Persönlichkeit“ und dem dafür stärkeren Bloßlegen des von Gott angerufenen personalen Kerns sieht.

### Presseprobleme

Im Rahmen der allgemeinen Problematik ergab sich dann noch eine besondere Kontroverse in Bezug auf das eigentliche Problem der Publizistik durch Referat und Korreferat von Hans Zehrer (Sonntagsblatt) und Karl Korn (Frankfurter Allgemeine Zeitung) zum Thema „Presse zwischen gestern und morgen“. In fast wörtlicher Übereinstimmung mit Freyer sieht Zehrer den Vorrat an Humanismus in Deutschland als nahezu erschöpft an, so daß sich für die sogenannte „Haltungspresse“ in Deutschland — aber nicht nur in Deutschland! — eigentlich kein Ort mehr ergebe, vor allem keine Möglichkeit, die „vermaßte“, lese-unwillige Leserschaft noch anzusprechen. Zehrer sieht — pessimistisch-ironisch — das Heil in der noch menschlich konkreten Lokalpresse, die gerade im „Idyllischen“ „existentiell“ sei, und er meint, daß der großen Presse nicht viel anderes übrigbleibe, als ebenfalls in die kulturelle „Igelstellung“ zu gehen — in der sich übrigens auch die Kirche befinde.

Korn bekannte sich demgegenüber zur „Haltungspresse“, trotz allem, was die Presse selber — und zwar bereits vor dem Nationalsozialismus — zur Herbeiführung der vermaßten Leserschaft an Sünden auf dem Gewissen habe (schon damals wurden die „großen“ Zeitungen durch die Existenz der Magazine ermöglicht!); er verlangte, daß der Journalist beschreibe, und nicht vor-schreibe, und damit „hart an den Dingen“, das heißt eben: real bleibe, und er forderte schließlich sehr konkret die maßgebliche Verleger-Figur, die nicht von kommerziellen, sondern von geistigen Gesichtspunkten aus eine Zeitung mache und ein „Team“ von Redakteuren aus Gewissen und geistiger Entscheidung heraus arbeiten lasse. Er fand allgemeine Zustimmung, als er zudem anriet, daß Zeitungen weniger inhaltlich christlich „predigen“, als vielmehr von einer christlichen Grundhaltung her arbeiten sollten.

Die Mahnung zur „Demut“ gerade an den Journalisten — der im übrigen, wie Korn richtig betonte, heute *der* moderne „Professor“, nämlich „Bekannter“ sei und dafür dauernde politische Gefährdung auf sich nehme —, diese ergänzende Mahnung kam seltsamerweise nicht nur aus dem Munde eines Bischofs, sondern aus dem des Leitartiklers Ernst Friedländer, der vor intellektuellem Hochmut warnte. In seinem Schlußwort unterstrich Landesbischof Lilje nochmals die Notwendigkeit der Selbstkritik

einerseits und des Respekts vor der Meinung der anderen andererseits, und er gab, deutlicher und autorisierter noch als Korn, den Journalisten die Mahnung mit, „das Wort und den Namen Gottes nicht unnützlich im Munde zu führen“, sondern in der lebendigen Verwirklichung zu be-glaubigen.

**Das Wirken  
der Schwesternschaft  
St. Bonifatius**

Wir haben vor zwei Jahren in der Herder-Korrespondenz Jhg. 3, Heft 10, S. 438 über die Gründung einer neuen Schwesternschaft für die Missionsarbeit in der deutschen Diaspora als Weltliches Institut nach den Regeln des hl. Benedikt berichtet, die als Schwesternschaft St. Bonifatius Ostern 1949 in der Benediktinerabtei Schweiklberg bei Passau gegründet worden ist. Bei der Gründungsfeier war der Caritas-Direktor von Schleswig-Holstein, Pfarrer Preuß, anwesend, der den etwa dreißig jungen Schwestern einen Bericht über die Lage der katholischen Diaspora in Schleswig-Holstein gab. Bekanntlich leben seit Kriegsende in Schleswig-Holstein ebensoviel Ostvertriebene wie Einheimische, und während die Einheimischen rein protestantisch sind, ist unter den Vertriebenen ein sehr großer Teil katholisch. Diese neuen katholischen Bewohner Schleswig-Holsteins fanden keinerlei Voraussetzungen für Gottesdienst und Seelsorge in der neuen Heimat vor. Die Schwesternschaft St. Bonifatius hat die Anregung dieses Vortrags sofort aufgegriffen und als erstes eine Diaspora-Seelsorgestation auf der Insel Hörnum errichtet. Sie hat dort eine Kapelle der heiligen Birgitta gebaut und sich um die Erstkommunion einer Anzahl von katholischen Kindern gekümmert. Sie hat eine rege karitative Tätigkeit in jenem Gebiet aufgenommen, wobei sie in großzügiger Weise vom Ausland unterstützt worden ist. Amerika, die Schweiz und Holland haben zusammen ungefähr einen Waggon Kleider, Wäsche und Schuhe geschickt, die restlos an die Ostvertriebenen verteilt worden sind. Das bisher wichtigste Werk, das die junge Schwesternschaft in der nördlichen Diaspora gegründet hat, ist ein Kindererholungsheim auf der Insel Sylt, das ungefähr 150 Kinder aufnehmen kann und das einzige katholische Heim neben etwa 40 Kinderheimen anderer Richtungen auf der Insel ist. Hier werden vor allem auch Kinder aus Berlin aufgenommen.

Um ihre Tätigkeit nun weiter ausbauen zu können, bedurfte die Schwesternschaft zunächst eines Mutter- und Noviziatshauses, wo weitere Schwestern ausgebildet werden und wohin die in der Arbeit stehenden Schwestern von Zeit zu Zeit zur inneren Sammlung zurückkehren können. Dieses Mutterhaus „St. Lioba“ ist fünf Kilometer von Detmold im Teutoburger Wald mit Hilfe des Bonifatius-Vereins und mit amerikanischer Unterstützung errichtet und Ostern 1951 eröffnet worden. Auch diese Neugründung liegt wieder in schwieriger Diaspora und soll Stützpunkt für eine neue Pfarrei werden. Zugleich ist aber ein katholisches Hinterland nahe, und es ist auch wichtig, daß dieses Mutterhaus in der Diözese Paderborn liegt, da Erzbischof Jaeger von Paderborn der Protektor der Schwesternschaft ist.

Wie wir schon vor zwei Jahren berichtet haben, tragen die Bonifatiuswestern kein Ordensgewand, sondern das Kleid ihrer Heimat und ihrer Zeit. Dadurch ist es ihnen leichter, sich in den Verhältnissen der Diaspora frei zu bewegen. Alle Schwestern machen eine gründliche religiöse

und fachliche Ausbildung für die seelsorglichen, karitativen und sozialen Aufgaben der Diaspora durch. Arbeitskräfte für diese außerordentlich wichtige und dringliche Arbeit dürften natürlich noch in viel größerer Zahl zur Verfügung stehen. Das „Mutterhaus der Schwesternschaft St. Bonifatius, St. Lioba, Hiddesen-Lippe“ nimmt Bewerberinnen zwischen dem 17. und 30. Lebensjahr auf.

**Die Gewissens-  
entscheidung  
des Richters im  
Ehescheidungs-  
verfahren**

Prof. Dr. Karl Peters, Münster, fordert in einem Aufsatz „Das Gewissen des Richters und das Gesetz“ („Gegenwartsprobleme des Rechts“, H. 1, 1950, Schöningh, Paderborn), um der Würde der Rechtspflege und der Entfaltung der reichen Kräfte der sittlichen Persönlichkeit willen, zu Gunsten einer gesunden Staatsentwicklung die freie Gewissensentscheidung für den Richter bei der Durchführung eines Gesetzes. Seine Forderung verdeutlicht er am Beispiel der Teilnahme der katholischen Juristen an der Ehescheidung. Die Schwierigkeit einer solchen Entscheidung ergibt sich aus der Reihe von Gesichtspunkten, die hierbei zu berücksichtigen sind. Diese drücken sich in folgenden Fragen aus:

„Ist die staatliche Scheidung der Ehe in sich schlecht oder nicht? Was wird überhaupt geschieden? Die weltliche Ehe, oder aber sind weltliche und sakramentale Ehe so miteinander verwoben, daß die Wirkungen der staatlichen Ehescheidung beides berühren? Bedeutet die Teilnahme an der staatlichen Ehescheidung eine Verdunkelung der Unauflösbarkeit der gültig geschlossenen und vollzogenen sakramentalen Ehe? Gibt sie berechtigtes Ärgernis? Erfordert die heutige Zeit geistiger Verwirrung eine klare Einstellung und Haltung? Mäßigt die Teilnahme scheidungsunfreudiger Richter die Flut der Ehescheidungen? Welche Bedeutung hat die Ehescheidung für die Kinder? Lassen sich die gerechtfertigten Nebenfolgen der Ehescheidung (familienrechtlicher und erbrechtlicher Art, z. B. Regelung der Personensorge, Vermögensauseinandersetzung, Wegfall der Erbberechtigung) nur durch die Scheidung oder aber auch durch andere Rechtsformen ermöglichen? Welche Bedeutung hat es, daß sich der Richter gerade hier gegen das Gesetz stellt, für die Rechtssicherheit und Ordnungsfunktion des Rechtes?“

Auch der Richter, der die Mitwirkung in einer Ehescheidungssache für tragbar hält und also nach dem Gesetz entscheidet, „sollte durchaus die Last der Entscheidung empfinden und die Lösung nicht allzu selbstverständlich hinnehmen“.

Wie aber soll der Richter verfahren, wenn er die dem Gesetz entsprechende Entscheidung nicht mit seinem Gewissen vereinbaren kann? Peters untersucht die verschiedenen möglichen Lösungen auf ihre Durchführbarkeit: 1. Der Richter wendet das Gesetz nicht an; er lehnt also die Ehescheidung ab, obwohl sie gesetzlich vorgeschrieben ist und die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt sind. 2. Der Richter wendet das Gesetz gegen seine Gewissensentscheidung an. 3. Der Richter legt die dem Gewissenskonflikt zugrunde liegende Frage dem Verfassungsgericht vor. 4. Der Richter scheidet aus dem Dienst aus. 5. Der Richter entzieht sich der Entscheidung, indem er Krankheit oder Verhinderung vorschützt.

Peters zeigt, daß diese möglichen Verhaltensweisen entweder keine echten Lösungen oder zum Teil sogar unwürdig sind; darum schlägt er folgenden Weg vor: „Der

Richter lehnt die Mitwirkung an dem Verfahren oder die Entscheidung ab. Wie die Ablehnung geschieht, ist von untergeordneter Bedeutung. Man könnte an eine dienstlich zu begründende Erklärung zu den Personalakten denken, sofern es sich um eine generelle Ablehnung bestimmter Fallgruppen handelt, oder um eine Erklärung zu den betreffenden Akten, sofern eine Ablehnung eines Einzelfalles in Betracht kommt. Eine generelle Erklärung würde bei der Geschäftsverteilung zu berücksichtigen sein. Für eine Erklärung im Einzelfall wäre an einen der Selbstablehnung entsprechenden Weg zu denken, solange es an einer ausdrücklichen Gesetzesbestimmung fehlt.“ Nachdem Peters die Einwände gegen die vorgeschlagene Lösung zu entkräften versucht hat, meint er abschließend zum Konfliktfall:

„Wenn es zum Konflikt zwischen dem Richter und dem Gesetz kommt, so bleibt eine Spannung und ein Gegensatz, der, von welcher Seite man auch die Dinge betrachtet, drückend ist. Der Jurist sollte sich daher auch seinerseits darum bemühen, solchen Konfliktmöglichkeiten entgegenzuarbeiten. Das setzt aber voraus, daß die Juristen, vor allem unsere Richter, sich in viel stärkerem Maß als bisher nicht nur mit der Gesetzesanwendung, sondern auch mit Fragen der Gesetzgestaltung befassen. Gerade die Richter sollten ihre Verpflichtung zur Mitwirkung an der Schaffung von Gesetzen sehen, in denen die Harmonie der gesetzlichen und sittlichen Ordnung gewahrt ist.“

#### *Aus Süd- und Westeuropa*

**Frieden und Freiheit sind unmöglich ohne Glauben** *Der Heilige Vater hat am 23. Juni beim Empfang des Beglaubigungsschreibens des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers von Großbritannien, Sir Walter Roberts, in einer kurzen Ansprache auf das wahre Wesen von Freiheit und Frieden hingewiesen. Er sagte:*

„Freiheit als die Grundlage normaler menschlicher Beziehungen darf nicht als schrankenlose Freiheit gedeutet werden, ob es sich nun um Einzelne oder Parteien, ein ganzes Volk, das Kollektiv, wie man heute sagt, oder auch um einen totalitären Staat handelt, der mit äußerster Rücksichtslosigkeit alle Mittel zur Erreichung seiner Ziele benutzen wird. Nein, Freiheit ist etwas ganz anderes. Sie ist der Tempel der sittlichen Ordnung, auf harmonischem Grundriß errichtet; sie ist das Ganze aus den Rechten und Pflichten der Einzelnen und der Familie — und manche von diesen Rechten sind unabdingbar, selbst wenn ein scheinbares Gemeingut ihnen entgegensteht —, den Rechten und Pflichten einer Nation oder eines Staates und denen der Familie der Nationen und Staaten. Diese Rechte und Pflichten sind sorgsam abgemessen und abgewogen durch die Forderungen der Würde der menschlichen Person und der Familie einerseits und des Gemeinwohls andererseits.

Frieden kann nicht dadurch hergestellt werden, daß der Schwache gezwungen wird, sich dem Starken zu unterwerfen. Nein, nur die Verwirklichung echter Freiheit kann wahren Frieden hervorbringen. Während der Kriegsjahre haben Wir die Gelegenheit ergriffen, auf die Grundlagen und Erfordernisse eines wahren Friedens hinzuweisen, indem Wir Unsre Stimme in ernster Mahnung an

die Völker der Welt richteten, insbesondere an ihre Führer, sie möchten alle Gefühle von Rache und Haß, alle ruchlose Selbstsucht und alles Mißtrauen gegeneinander ersticken und ausröten, um dafür in brüderlicher Zusammenarbeit durch ihr Leben und Handeln den Grundsätzen Ehre zu erweisen, daß ein gegebenes Wort ein heiliges Ding ist, daß bloße Macht niemals Recht schafft, daß Vertrauen, Höflichkeit, Gerechtigkeit und eine gleichmäßige Verteilung des Wohlstands für den Frieden der Welt unerläßlich sind. Gewiß ein Ziel, das man mit glühendem Eifer erstreben muß; aber es scheint ferner und ferner wegzurücken; viele wagen nicht einmal mehr zu hoffen, daß es erreicht wird.

Und in der Tat, die letzten zehn Jahre haben mit einer Deutlichkeit, die fast an ein apokalyptisches Weltgericht denken ließ, bewiesen und daran gemahnt, daß Freiheit und Frieden geistige Werte sind, die nur durch den Glauben an einen persönlichen Gott und bedingungslose Anerkennung des christlichen Sittengesetzes gewonnen werden können. Sie liefern einen handgreiflichen Beweis, daß, wo dieser Glaube fehlt, der Tempel des Friedens und der Freiheit auf Sand gebaut ist und beide Begriffe ihren Sinn verloren haben . . .“

**Der Papst an die weibliche Christliche Arbeiterjugend Italiens**

*Der Heilige Vater hat am 1. Juli Vertreterinnen der weiblichen Christlichen Arbeiterjugend Italiens empfangen und an sie eine kurze Ansprache gehalten, in der er sagte:*

„In der unvergeßlichen Audienz vom 5. September 1948 haben Wir der weiblichen Jugend der Katholischen Aktion Italiens zugerufen: ‚Vorwärts, vorwärts, besonders ihr, junge Arbeiterinnen!‘ Und tatsächlich habt ihr große Fortschritte gemacht, an erster Stelle äußerlich. Zweifellos ist auch die Zahl der Gleichgesinnten von nicht geringem Wert. Ihr selber erfahrt es täglich. Das Gefühl, im Kampf für die Sache Jesu Christi allein zu sein oder jedenfalls eine Überzahl von Feinden gegen sich zu haben, ist bitter und vermindert oder tötet das Vertrauen. Ihr könnt euch die Lage eines reinen, aufrechten, frommen jungen Mädchens vorstellen, oder euch an sie erinnern, das gleichsam in einem Meer von Feindschaft und Gleichgültigkeit ertrinkt und in der Werkstatt, in der Fabrik oder im Büro, beim Kommen und Gehen, tage-, monate- und jahrelang immer allein ist wie ein Lamm unter den Wölfen (vgl. Matth. 10, 16), ohne Stütze und Hilfe, und dabei trotz allem seinen Glauben, seine Frömmigkeit und seine Tugend bewahren soll. Wie viele sind tapfer genug, immer weiter auszuharren? Wenn sich aber einige solche Mädchen treffen und sich zu kleinen treuen Gruppen zusammenschließen, so werden sie mit ihrem Apostolatseifer immer mehr andere anziehen, die bis dahin zu schüchtern waren, und jede einzelne wird sich sicherer und stolzer fühlen. So werden sie dadurch, daß sich ihre Zahl erhöht, zu einer Macht, mit der auch die Gegner rechnen müssen und die sie zugleich instand setzt, sich auch die äußeren Mittel zu verschaffen, die zur Förderung ihrer Bewegung notwendig sind. Das ist der Grund, warum Wir Uns freuen, euch so an Zahl und Entfaltung eurer sichtbaren Organisation gewachsen zu sehen.

Wichtiger aber ist, daß ihr auch dem inneren Geist nach gewachsen seid. Wir haben einen Blick auf euren Katechismus geworfen, in dem ihr kurz die Soziallehre der Kirche zusammengefaßt habt, die Unser Vorgänger seligen An-

gedenkens Leo XIII. in seiner Enzyklika *Rerum novarum* so wunderbar dargelegt hat. Dieser Katechismus wird in der Hand jedes eurer Mitglieder sein und von euch gemeinschaftlich in euren Gruppen gelesen werden. Wie werden sich euch da die Ziele klären, denen ihr zustrebt! Wie werden euch jene weisen Lehren geradezu greifbar werden, die ihr in den konkreten Verhältnissen des Lebens und eurer Arbeit anwenden müßt! Und welche Überlegenheit und Sicherheit wird euch die vernünftige und gründliche Einsicht in jene durchsichtige klare Lehre über eure Gegner geben, die häufig nichts weiter verstehen, als die üblichen leeren Formeln einer oberflächlichen Propaganda zu wiederholen! Mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit wird jede von euch sie widerlegen und zum Schweigen bringen können!

Ihr seid also innerlich gewachsen. Mit lebhaftem Interesse haben wir die Behandlung des Themas überflogen, das euch eure schöne Zeitschrift ‚Squilli‘ zum Wettbewerb vorgelegt hatte. Wir waren erstaunt, zu sehen, was die jungen Teilnehmerinnen am Wettbewerb ohne große Studien zuwege gebracht haben. Wir loben besonders die sechs tüchtigen Siegerinnen dieses Wettbewerbs, aber auch die übrigen, die unanfechtbare Beweise ihrer Tüchtigkeit geliefert haben.

Ihr seid innerlich gewachsen, weil ihr kämpft. Euer Kampf ist häufig hart, aber immer tapfer. Mit innerer Anteilnahme haben wir die Brief-Fragmente gelesen, die eine lebendige Spiegelung eures täglichen Lebens sind, und wir haben an das Wort des göttlichen Meisters gedacht: ‚Wenn sie mich verfolgt haben, werden sie auch euch verfolgen‘ (Joh. 15, 20). Diese Kämpfe, die ihr führen müßt, die Drohungen, Beleidigungen und Gewalttätigkeiten, die ihr erleidet, sind das Siegel der wahren Nachfolger Christi, die der Erlöser glücklich und selig genannt hat (Matth. 5, 11).

Ihr seid innerlich gewachsen, weil all eure Schriften, Berichte und Programme nicht Haß und Klassenneid vertragen, sondern den Wunsch, daß ihr selber und alle, mit denen ihr es zu tun habt, bessere Christen werden mögen, vollkommene Christen in allen Lebenslagen, Christen der sozialen Gerechtigkeit und der sozialen Liebe. Worauf ihr hinauswollt, ist die Würde des Arbeiters, besonders der Frau und des jungen Mädchens. Die neuen Gesetzesmaßnahmen, die ihr fordert, die bessere Beobachtung der bestehenden Gesetze, die ihr verlangt, haben kein anderes Ziel. Dieses Ziel hat seine Wurzel im heiligen Willen Gottes; er will, daß alle in der Welt der Arbeit, Vorgesetzte und Abhängige, Unternehmer und Arbeiter immer und überall die menschliche Würde achten und Tag für Tag im Geiste Christi Gerechtigkeit und Liebe üben.

Fahrt also fort, mit jugendlichem Eifer diesen Geist unter das arbeitende Volk eures Vaterlandes zu tragen, und ruht nicht, bis die Flamme eures Eifers auch dort glüht, wo jetzt leider die Gier nach Gewinn und Erfolg von keinem sozialen Verantwortungsbewußtsein durchdrungen ist. Möge euer Beispiel und euer entschlossener Wille, vollkommene Christen zu sein, alle die andern mitreißen. Das ist euer Apostolat, das wir von neuem segnen.“

**Katholisches Jugendhaus in Rom** Eines der erfreulichsten Symbole für die Aktivität, die die Kirche und die Katholiken neuerdings auf dem Gebiete der internationalen Zusammenarbeit entfalten, ist die Eröffnung eines

Jugendhauses in Rom, das den Namen „Domus Pacis“ trägt und den katholischen Jugendlichen aller Länder als Mittelpunkt für ihre internationale Organisation, als Treffpunkt für Zusammenkünfte und als Herberge für jugendliche Rombesucher dienen wird. Der Papst selbst hielt über den Rundfunk die Eröffnungsansprache. Das neue Jugendzentrum, sagte er, ist eine Stätte gemeinschaftlicher Besinnlichkeit. Im geistigen Klima Roms und unter den wachsamen Augen des gemeinsamen Vaters wird hier ein brüderlicher Kontakt der geistigen Erneuerung dienen, und damit eröffnen sich „weite Ausblicke für Kultur und Wissenschaft, Philosophie, Glaube und Sittlichkeit, Geschichte und Aktion“. Dieser Kontakt wird „den Geist im Besitz von Wahrheit und Glauben stärken, das Herz zum Streben nach Tugend anregen und den Willen zu hochherzigen Impulsen für das Apostolat bewegen“, vor allem aber die katholische Jugend aller Länder in einträchtigem Brudersinn an den Quellen des Christentums erfrischen.

Die Eröffnung dieses Hauses gibt nun endlich auch der katholischen Weltjugend einen Mittelpunkt, wie ihn die Jugendorganisationen anderer Weltanschauungen schon lange besitzen. Die Wichtigkeit eines solchen Zentrums im Zeitalter des Weltkontaktes kann kaum überschätzt werden.

**Internationale katholische Kommission für Auswanderung**

Auf die Initiative des Papstes hin wurde Anfang Juni in Rom eine internationale katholische Kommission für Auswanderungsfragen gebildet. Sie wird ihre Zentrale in Rom (Palazzo Pio bei St. Peter), ferner ein Büro in Genf und Zweigstellen in den einzelnen Ländern haben. Ihre Aufgabe soll darin bestehen, die gesamte katholische Tätigkeit in Bezug auf Aus- und Einwanderung, Umsiedlung und Flüchtlingshilfe zu koordinieren. Bis jetzt sind elf Völker in der Kommission vertreten: Ver. Staaten, Kanada, Brasilien, Argentinien, Australien, England, Frankreich, Italien, Holland, die Schweiz und Deutschland. Den Vorsitz führt der europäische Direktor des Kriegshilfswerks der National Catholic Welfare Conference von USA, James Norris. Im einzelnen sind folgende Tätigkeiten vorgesehen: die Vertretung der katholischen Anliegen vor den internationalen Organen und auf ihren Konferenzen, die Vermittlung zwischen den katholischen Gruppen der Aus- und der Einwanderungsländer, die Propaganda für erhöhte Aktivität der Katholiken in diesen Sachgebieten, Beratung und Hilfe bei konkreten Vorhaben, Unterrichtung der Öffentlichkeit über die Flüchtlingsnot, Unterstützung der Flüchtlinge in Hinsicht auf einen völkerrechtlichen Status, Vertretung der katholischen Grundsätze vor allen gesetzgebenden Organen in Sachen des Bevölkerungsrechts.

**Menschliche Hoffnung und christliches Hoffen** Kein besseres Thema als das des menschlichen und des christlichen Hoffens konnte für die diesjährige „Woche der katholischen Intellektuellen“ in Paris gewählt werden. Diese Tagungen, die nun schon seit Jahren im Spätfrühjahr vom französischen Zweig der Pax Romana durchgeführt werden, gehören bereits zum festen Bestand der großen kulturellen Veranstaltungen nicht nur Frankreichs, sondern Europas (vgl. Herder-Korrespondenz Jg. 4, S. 441, Jg. 3, S. 441). Stets sind außer den Fran-

zosen auch eine Anzahl Ausländer unter den Vortragenden und Hörern, Engländer, Amerikaner, Italiener, Spanier, Deutsche und andere. Deutschland, das im vergangenen Jahr durch Romano Guardini und Walter Dirks vertreten war, lieferte zum diesjährigen Thema seinen Beitrag durch die Philosophen Josef Pieper und Max Müller.

Die Tugenden der christlichen Liebe und des Glaubens in ihren Beziehungen zur modernen Welt sind Gegenstand früherer Tagungen gewesen. In diesem Jahr wurde dem Wesen der zweiten theologischen Tugend, der Hoffnung, nachgespürt und versucht, ihr Verhältnis zu der rein irdischen menschlichen Hoffnung — vergleichsweise das der Seele zum Körper — aufzudecken. Wenn ein Thema zeitnahe ist, dann gewiß dieses. Bei den Menschen läßt sich heute einerseits eine verzweifelte Auflehnung gegen die Sinnlosigkeit der Welt feststellen, andererseits die Flucht in einen unbegründeten Optimismus, der an die Stelle des Hoffens auf Gott die promethische Hoffnung auf die Wissenschaft, den Fortschritt und die Befreiung des Menschen durch den Menschen selbst setzt. Unser Jahrhundert mit seinem technischen Aufschwung verführt die Menschen dazu, alles von ihrer eigenen Entwicklung zu erwarten. Trotzdem hat gleichzeitig eine tiefe Rastlosigkeit die Menschen bis ins Innerste ihres Wesens ergriffen; es ist eine Zeit vor allem des Zweifels und Verzweifels geworden. Gerade diese Unrast beweist, daß die menschliche Hoffnung, die auf das Diesseitig-Zeitliche gerichtet ist, nicht genügt, um dem Menschen Halt zu geben.

Der Christ aber hofft auf die durch Christus verheißene und durch seinen Kreuzestod erwirkte Auferstehung, er hofft auf das ewige Leben. Der Weg zum ewigen Leben führt durch diese Welt. Damit ist der Kreis geschlossen, christliches Hoffen und menschliche Hoffnung berühren sich, sie sind ineinander verflochten, und das eine stellt an das andere Forderungen, denn die Verklärung ist undenkbar ohne das Kreuz, das wir zu tragen haben, undenkbar ohne unsere wenn auch stets scheiternde Bemühung, dem Reiche Gottes schon auf Erden zum Durchbruche zu verhelfen, es hier schon vorzubereiten.

Die Tagung, die sich auf eine Woche erstreckte, gliederte sich in sieben Arbeitsgruppen, in denen das Thema jeweils unter dem Gesichtspunkt einer anderen wissenschaftlichen Disziplin behandelt wurde. Die Sonderthemen lauteten: „Hoffnung, Tugend in harten Zeiten“; „Die Hoffnung und die Befreiung vom Bösen“; „Haben die Christen eine Hoffnung in dieser Welt?“; „Wissenschaft und Technik als Möglichkeit menschlicher Hoffnung“; „Die Menschenrechte und die Verteidigung der Persönlichkeit“; „Krieg und Frieden“; „Zusammenbruch einer Welt“. Die Vorträge der Tagung werden demnächst in einem Sammelband in den Editions de Flore, Paris, erscheinen.

Im folgenden werden nicht alle, nicht einmal alle wichtigen Vorträge referiert werden können, sondern es werden nur einige typische Haltungen skizziert. Wir möchten jedoch wenigstens erwähnen, daß unter den Vortragenden auch P. Congar OP, André Latreille, Louis Salleron und der Spanier Santamaria waren.

#### *Der christliche Dichter und die Hoffnung*

Für François Mauriac, den Nestor der katholischen Schriftsteller Frankreichs, ist das Erwachen und Zunehmen des religiösen Gefühls in der Jetztzeit eine unbezweifelbare Tatsache. „Die Menschen treiben sich unsicher in der Nähe der Kirche herum, weil sie wissen, daß bei uns die letzte

Hoffnung liegt.“ Wohl führt sie dahin manchmal eine recht menschliche Hoffnung, etwa die auf Erhaltung des bestehenden Zustandes oder sonst auf äußere Dinge, die noch um die Kirche sind, oft aber doch auch die Hoffnung auf Freiheit und Gerechtigkeit, die immerhin das bloß Reale transzendieren, auf jene Freiheit und Gerechtigkeit, die dem Gottesreiche und der Kirche wesenseigen sind. Nach dieser Hoffnung dürsten Millionen und sind imstande, sich dafür aufzuopfern. Langsam dringt das Christentum trotz aller scheinbaren Mißerfolge vorwärts. „Wir entfernen uns von dem, was wir wünschen, und trotzdem schreiten wir dem Ziele zu, das für uns auf Erden durch das Kreuz symbolisiert ist. Die Verzweigung, der Gegenpol der Hoffnung, ist eine Versuchung, der wir nicht erliegen dürfen. Wir haben das Feuer zu hüten, das der Herr für uns auf Erden entzündet hat, das die wilden Tiere verscheucht und die kalten Herzen erwärmt.“

#### *Wissenschaft und Technik und der Glaube*

Wendet man sich der Wissenschaft und der Technik zu, so verengt sich die Problematik von selbst zu der Frage, ob sie zu einer menschlich-irdischen Hoffnung berechtigen. Es wurde aber immer wieder betont, daß der Leib-Seele-Charakter des Menschen nicht wichtig genug genommen werden könne und daß der Weg zum Reiche Gottes durch die Welt führt. Die Technisierung hat die Wirkung, Bedürfnisse auszulösen und sie zu befriedigen, so sagte P. Ducatillon OP, und dies kann ebensowohl zu einem Aufstieg wie zu einer Degradierung führen. Jedenfalls können die heutigen Menschen nicht mehr unter den gleichen Umständen leben wie die früherer Zeiten. Die Gefahr der Wissenschaft und der Technik, die beide an sich ohne moralischen Gehalt sind, liegt, so erklärte auch der bekannte Forscher André George, eben in dieser ihrer Ambivalenz, in der Möglichkeit, zum Guten wie zum Schlechten ausgenützt zu werden. Die Wissenschaft ist das, was die Menschen aus ihr machen. Auf der einen Seite steht die materialistische, fortschrittsgläubige Anbetung der Wissenschaft, auf der anderen eine rückschrittliche Abwehr aus innerer Unsicherheit. Zwischen den beiden Extremen gibt es aber noch eine dritte, objektive Haltung. Es darf schließlich nicht vergessen werden, sagte wiederum P. Ducatillon mit Recht, daß die Beherrschung der Natur durch die Menschen von Gott gewollt und ein Teil der Verwirklichung unsrer Hoffnung ist.

Wissenschaft und Glaube sind Begriffe, die man gewöhnlich für unvereinbar hält. Das liegt zu einem großen Teil daran, daß die Forscher des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts, sofern sie gläubig waren und sind, ihre Wissenschaft streng von ihrem persönlichen Leben trennen, weil sie meinen, Wissenschaft und geistliches Leben nicht in Einklang bringen zu können. Paul Germain, Dozent an der Universität Poitiers, erblickt den Grund dafür, daß Wissenschaft und Glaube sich scheinbar so schwer vereinbaren lassen, darin, daß die Wissenschaft unter Abstraktion von Gott arbeitet und daß die modernen Denker durch die antiquierten äußeren Glaubensformen, durch die theologischen Traktate, Predigten usw. abgeschreckt werden.

#### *Wissenschaft als Haltung der Hoffnung*

Dabei ist es in Wahrheit so, daß die wissenschaftliche Haltung einen gläubigen Menschen für gewisse Gegebenheiten der christlichen Botschaft gerade besonders offen

machen könnte. Im Gegensatz zu dem der Vergangenheit zugewandten klassischen Humanismus ist der wissenschaftliche Humanismus auf die Zukunft gerichtet. Der Wissenschaftler hat eine Hoffnung, eine Erwartung, er ist orientiert auf die künftige Zeit, eine Zeit also, wo die Menschheit für den Gläubigen als mystischer Leib Christi zur Vollendung gelangt sein wird. Man kann deshalb sagen, daß die menschliche Hoffnung des Wissenschaftlers den Weg für die theologische Tugend des Hoffens bereitet. In einer Menschheit, die jede menschliche Hoffnung aufgegeben hätte, könnte christliche Hoffnung kaum Wurzel fassen.

Zum Verhältnis der Kirche zur Wissenschaft führte Dr. Germain aus, daß es unrecht wäre, nur das Negative zu sehen und nicht auch für die vielfältigen Ermutigungen dankbar zu sein. „Pius XII. fordert uns auf, mit allen Kräften zum Fortschritt der Wissenschaft beizutragen und die für die Theologie notwendigen Ergänzungen zu liefern. Mit der Dankbarkeit für diese Aufforderung verbindet sich der Wunsch, die Verwirklichung des Auftrages nicht hintanzuhalten, ein Wunsch, der nicht nur von einigen Forschern, sondern von der ganzen nach Wahrheit dürstenden Welt getragen wird“. Die Wissenschaft dient dem Fortschritt nicht nur im materiellen Bereich, sondern auch im Denken; deshalb kann man sie als eine Hoffnung der Menschheit bezeichnen.

#### *Soziale Ordnung und Hoffnung*

Aber welche Hoffnung liegt, so fragte der auch in Deutschland wohlbekannte Soziologe *Gustave Thibon*, in dem Wort von der Sohnschaft Gottes, der Gemeinschaft der Heiligen für diejenigen, die nichts mehr von der Familie wissen? Die Religion predigt die Bindung; zuvor aber muß man Bindungen überhaupt kennen und schaffen. Gott wird immer siegen, doch befreit uns dieses Wissen nicht von der eigenen Anstrengung. Die Wege zum Reich Gottes führen durch die Welt; das bedeutet, daß menschliches Hoffen auf Erden nicht ganz vergeblich sein darf. Was nützt, ist ein sozialer Zustand, in dem die Liebe vorherrscht, in dem sich das Religiöse auch verwirklichen läßt. Deshalb bedarf es der Freiheit in der persönlichen, geistigen, wirtschaftlichen Ordnung, so daß es nicht mehr nötig ist, vom Einzelnen einen Heroismus zu verlangen, zu dem er nicht imstande ist.

In seiner doppelten Funktion als Rechtswissenschaftler und Soziologe sprach Professor *Le Bras* von der juristischen Fakultät der Universität Paris über die Menschenrechte. Er sagte, daß die Geschichte der Menschenrechte gleichzeitig eine Geschichte ihrer Verletzungen sei. Das zu formulieren, was Naturrecht und göttliches Recht als selbstverständlich fordern: das Recht auf das tägliche Brot und das Recht auf eine eigene Heimstätte, hat bisher noch kein Gesetzgeber in Betracht gezogen. Um die Notwendigkeit, diese Rechte zu formulieren, zum Bewußtsein zu bringen, bedurfte es der Zivilisation und zugleich der Barbarei des 20. Jahrhunderts. Die Menschenrechte hängen zutiefst mit Religion, Glaube und Hoffnung auf ein Jenseits zusammen; denn sie sind unvorstellbar, wenn es keinen Gott gibt, der darüber wacht, daß sie geachtet werden, unvorstellbar, wenn man ihn leugnet. Dann kommt es zur restlosen Verknechtung des Menschen, zur Herrschaft schrankenloser Willkür. Der Mensch, der von sich selber das Heil erwartet, der auf ein irdisches Paradies rechnet, ist seiner eigenen Gattung der größte Feind.

Die Menschenrechte, so bemerkte auch *M. Chérier*, Advokat am Pariser Appellationsgerichtshof, sind seit der Französischen Revolution bis in unsere Tage in den Länderverfassungen und neuerdings in den Deklarationen der UNO immer wieder formuliert worden, verwirklicht wurden sie nie.

Mit der faktischen Nichtachtung der menschlichen Person kann und darf sich aber der Christ nicht einverstanden erklären. Es wird heutzutage viel von der Welt der Konzentrationslager gesprochen; dabei vergißt man allzu leicht, daß sie nur Steigerungen der üblichen Gefängnisse sind. Das christliche Gewissen muß sich gegen eine Strafgesetzgebung und vor allem gegen einen Strafvollzug auflehnen, in dem einer der Ansatzpunkte für die barbarische Mißachtung der Menschenrechte, das heißt hier vor allem der Freiheit liegt. Es ist in unserer Zeit üblich geworden, gegen natürliche Rechtsgrundsätze zu verstoßen und nichts dabei zu finden, wenn zum Beispiel einem neuen Gesetz rückwirkende Kraft gegeben wird. Gesetze, durch die eine Kollektivschuld statuiert wird, sind ein Hohn auf jedes menschliche und göttliche Recht und müssen vom Christen schärfstens bekämpft werden. Eine Änderung einzelner Gesetze allein genügt jedoch nicht, es bedarf einer Änderung der gesamten Geisteshaltung. Die öffentliche Meinung muß sich der steten Bedrohung durch den zur technisierten Maschine gewordenen Staatsapparat bewußt sein, und sie muß ständig dazu mahnen, Maßnahmen zur Verteidigung der persönlichen Freiheit zu treffen, einer Freiheit, die gerade uns Christen ein so hohes Gut ist. Wo könnte noch ein christliches Hoffen gedeihen, wenn die menschliche Person zertreten wird?

#### *Friede, Gerechtigkeit und Hoffnung*

Es berührte die deutschen Teilnehmer besonders, als *Joseph Folliet*, der bekannte Professor an der katholischen Universität Lyon, von der für den Frieden so notwendigen Freundschaft zwischen dem deutschen und französischen Volk sprach und Erinnerungen früherer Begegnungen deutscher und französischer Jugendlicher aus den katholischen Jugendbewegungen beschwor. Brüderliches Verstehen und Liebe sind Voraussetzung für friedliches Zusammenleben. Jeder muß in sich den Frieden tragen, damit er in der Völkergemeinschaft verwirklicht werden kann, jeder ist mit verantwortlich dafür, daß die menschliche Hoffnung blühen und daß christliches Hoffen sich entfalten kann.

Die politische Lage des Augenblicks spiegelte sich in der Rede *Jean Baboulnes*, des Chefredakteurs von „*Témoignage Chrétien*“. Noch besteht kein Kriegszustand, aber die angstgepeitschte Menschheit beschwört ihn herauf. Die Folge dieser Angst ist eine innere Bedrohung der Demokratie. Anstatt eine wirkliche Schicksalsgemeinschaft zu bilden, begnügen sich die Staaten und Bürger allzu leicht damit, eine Gemeinschaft der Verteidigung zu suchen, und dadurch lassen sie sich von ihren eigentlichen Pflichten ablenken. Wir wissen nur zu gut, daß der Krieg, und auch schon die Vorbereitung auf den Krieg, nicht die gleichen Folgen für alle hat. Die Senkung des Lebensstandards, die Verminderung der sozialen Leistungen treffen immer zuerst und besonders schwer die wirtschaftlich Schwächeren. Eine der gefährlichsten Folgen unserer Situation ist die moralische Bedrohung, die Vergiftung der Beziehungen von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk durch die Lüge. Ein echt christliches Werk, dem entgegenzuwirken, ist die Bewegung *Pax Christi*. Darüber hinaus

müssen aber Maßnahmen gegen die politische Zersetzung, gegen soziale Reaktion und gegen lügenhafte Propaganda ergriffen werden. Pius XII., der sein Pontifikat unter das Zeichen des Friedens gestellt hat, sagt, der Friede sei das Werk der Gerechtigkeit. Er ist die Vollendung der Gerechtigkeit, also ein Werk, das ständig getan werden muß. Aus der Perspektive seiner Tätigkeit als Arbeiterpriester in der Pariser Bannmeile nahm *Abbé Depierre* zum Problem der menschlichen und der christlichen Hoffnung Stellung. Man könnte nur dann von Hoffnung sprechen, sagte er, wenn man das „Wir“-Bewußtsein des Proletariats habe. Dort herrscht zwar ein großes Elend, dafür aber auch eine Brüderlichkeit, wie sie in den anderen Schichten selten anzutreffen ist. In diese Welt müsse man hinabsteigen, um zu erfahren, was es heißt, zu hoffen: auf ein besseres Diesseits, das für spätere Generationen vorbereitet werden muß, und auf ein Jenseits, das die endgültige große Befreiung bringt.

#### *Theologie der irdischen und himmlischen Hoffnung*

Die christliche Haltung ist wesentlich Hoffnung, sagte der bekannte Jesuitenpater *Daniélou*. Leid und Elend sind nur äußere Erscheinungsformen dessen, was wir Sünde und Tod nennen. Das Bewußtsein der radikalen Ohnmacht des Menschen, sich von der durch die Erbsünde bedingten geistigen Gefangenschaft zu befreien, ist der einzige Weg, der zu christlicher Hoffnung führt; sie ist die Erwartung des von Gott kommenden Heils. Der moderne Mensch setzt in seiner Hybris seine Hoffnung auf den Menschen, und das führt nicht nur zur Entfremdung von Gott, sondern auch zur Vernichtung der Menschlichkeit. Für den Christen liegt die Hoffnung in der Auferstehung. Das Heil ist sicher, aber es bleibt noch im Dunkeln. Die Hoffnung besteht in dem Wunsch nach einer Umgestaltung unseres Wesens, die uns befähigt, Gott zu sehen. Diese Umgestaltung beginnt schon auf Erden. Der Christ muß die irdischen Übel bekämpfen, obwohl er weiß, daß der Erfolg seiner Bemühungen zweifelhaft ist. Das Christentum vermag zwar die menschliche Gesellschaft nicht entscheidend zu ändern, wohl aber sie ein wenig glücklicher zu machen. Es ist das Paradox des Christentums, daß es immer gegen Elend, Leid und Tod kämpfen muß und dabei weiß, daß letzten Endes die Welt nur durch das Kreuz gerettet wird.

#### *Phänomenologie der Hoffnung*

Die Philosophie war durch den Franzosen *Gabriel Marcel*, einen der bedeutendsten katholischen Philosophen der Gegenwart überhaupt, und durch die Deutschen *Joseph Pieper* und *Max Müller* vertreten. Marcel versuchte im Wege einer Phänomenologie den Begriff der Hoffnung zu deuten, indem er zunächst von ihrem Gegenteil, der Verzweiflung, ausging. Verzweifeln, sich aufgeben heißt, auf die Selbstaufrichtung verzichten. Hoffnung ist Ablehnung jedes Fatalismus. Verzweiflung ist Hölle und Einsamkeit, Verlust der Bindungen zum Nächsten, während die Hoffnung immer auf ein „Wir“ gerichtet ist. In unserer atomisierten Welt, die nur ein Nebeneinander von Egoisten kennt, läuft die Hoffnung Gefahr unterzugehen. Die vom inneren Licht der Hoffnung leuchtende Seele hat eine Sicherheit, die nicht anmaßend, sondern naiv, klar und mutig ist. Die vernunftgemäße Weisheit stützt sich dagegen nur auf Erfahrungstatsachen. Marcel sprach von einer Metaphysik der Hoffnung, die nur christlich und

katholisch, allerdings katholisch im universalen Sinne sein könne. Das Gebet erhalte Sinn und Kraft nur, wenn es unser trübes Tagestun erhellt und verklärt, dieses Tun, das tatsächlich ein Kampf gegen die Verzweiflung ist, in uns und bei den anderen. Über die Verzweiflung haben wir keine Macht, solange wir sie nicht als Sünde erkennen, Sünde einer Seele, die sich auf sich selbst zurückzieht und sich weigert, an der Gemeinschaft aller teilzunehmen. Hoffnung muß Bejahung des „Wir“ sein und auf der Anrufung des Ewigen beruhen.

#### *Philosophie der Verzweiflung?*

Professor *Max Müller*, Freiburg, setzte sich mit der Frage auseinander, ob die deutsche Philosophie eine Philosophie der Verzweiflung sei. Er hält dieser Behauptung entgegen, daß jede wahre Philosophie von der Verzweiflung ausgeht und dies daher kein besonderes Merkmal der deutschen sei. Aufgabe der Philosophie ist schon nach Pascal, das menschliche Elend zu enthüllen bis in die Tiefe, wo nur der Glaube den Menschen seiner berechtigten Verzweiflung entreißen kann. Wahre Philosophie kann weder eine Philosophie der Verzweiflung noch des Hoffens sein. Die moderne deutsche Philosophie eines Heidegger und Jaspers bleibt diesseits von Pessimismus und Optimismus und stellt den Menschen vor die Entscheidung für oder gegen den Glauben, eine Entscheidung, welche die Philosophie selbst nicht treffen kann. Der christliche Glaube an ein Jenseits ist die Hoffnung auf einen Gott der Güte und Gnade, der uns durch Christus versprochen hat, Wohnungen in seinem Hause für uns zu bereiten. Das Erlebnis des Glaubens oder die brutale Lösung durch Selbstmord sind extraphilosophische Entscheidungen, welche das Bewußtsein vom Tod transzendieren. Müller vertritt die Ansicht, daß die Heideggersche und Jaspersche Philosophie die Möglichkeit zur religiösen Entscheidung biete, und deshalb könne man sagen, daß sie in der Linie Pascals und des hl. Augustinus liegen.

#### *Hoffnung und Apokalypse*

Wenn *Pieper* von der Hoffnung des Märtyrers spricht, versucht er sie eschatologisch, von der Apokalypse her, zu deuten. Die Endkatastrophe wird geschichtlichen Charakter tragen, was viel bedrohlicher ist als die Vorstellung eines kosmischen Unterganges. Die am Ende stehende „Ordnungswüste“ des mit ungeheurer Macht ausgestatteten Herrschaftsgebildes des „Antichrist“ wird nicht nur in abstracto den Logos verleugnen, sondern die Kirche, die Unmächtigen durch die Macht bekämpfen. Hiergegen gibt es nur eines: das Standhalten bis zum Blutzeugnis. Der wahre Christ sagt in der Sicherheit seiner Hoffnung trotz allem, was ihm widerfährt, ja zur Schöpfung, und das befähigt ihn auch, in der Katastrophe seine geschichtliche Aktivität beizubehalten.

#### *Untergang und Neuaufstieg*

*Daniel-Rops*, der auch in Deutschland bekannte Verfasser bedeutender religionsgeschichtlicher Werke, griff auf die Zeit des Zusammenbruchs des Römischen Reiches zurück und fand, daß das, was uns damals vorgelebt wurde, uns in unserem Hoffen bestärken muß. Die Christen jener chaotischen Zeit stemmten sich dem Ansturm der Barbaren entgegen, durchtränkten sie mit christlichem Geist und wandelten sie um. Es kommt darauf an, stark im Glauben zu sein wie unsere Vorfahren. Und weiter heißt es gedul-

dig sein: sechs Jahrhunderte mußten vergehen, bis aus den Trümmern der alten die neue christliche Welt entstand. Es mag schwer sein, diesen Gedanken zu fassen; aber Gott mißt nicht nach Menschenmaß, sondern nach Ewigkeiten. Das Ergebnis der Tagung war eindeutig dies: Der Christ bezieht seine Stärke aus seinem Glauben. Christus hat uns durch seine Auferstehung die Sicherheit der Hoffnung gebracht. Diese Hoffnung gibt uns die Kraft, durch die Welt zu gehen, die tausendfältigen Probleme des Lebens anzupacken, den Kampf gegen Elend und Unglück aufzunehmen und uns nicht von den Vorspiegelungen eines irdischen Paradieses verlocken zu lassen. Es ist dem Christen nicht nur nicht untersagt, sondern sogar geboten, sich der Schöpfung zu bedienen, um das Leben sich und den Mitmenschen ertragbar zu machen. Richtig leben wird er aber nur, wenn er das Glück dort sieht, wo es ihm verheißen ist.

**Die Abendmesse in England** Die katholische englische Presse zeichnet in großer Aufmachung und mit offensichtlicher Befriedigung, daß der neue Bischof von Leeds, Msgr. Heenan, der erst vor einigen Wochen sein Amt antrat, aus Anlaß einer Katholikenkundgebung zu den britischen Festwochen im Fußballstadion seiner Bischofsstadt eine Sonntag-Abendmesse zelebrierte. Die offizielle Anteilnahme der Katholiken von Leeds am britischen Jubiläum bestand in einer Prozession durch die Stadt, einer Versammlung unter freiem Himmel und in deren krönendem Abschluß durch das Meßopfer. Bisher sind in England nach Kriegsende erst zweimal Abendmessen gehalten worden.

Die katholische Presse legt den Bischöfen immer wieder nahe, dem Beispiel der kontinentalen, afrikanischen und asiatischen Länder zu folgen und die Abendmesse zu einer regelmäßigen Einrichtung zu machen. „Catholic Herald“ (29. 6.) weist darauf hin, daß Rom einmal die japanischen Bischöfe ausdrücklich ermuntert hat, ein solches Privileg zu beantragen, und dem dann eingereichten Antrag sofort entsprochen hat. Der gegenwärtige Papst hat schon 1933 in Lourdes das Beispiel gegeben.

„Catholic Herald“ (15. 6.) veröffentlicht auch die Zuschrift eines Priesters zu dieser Frage. Er schreibt, die Feiertage sollten die Christenheit mit Gnade erfüllen. Tatsächlich werden sie vielen zur Sünde, weil man mit ungenügenden Gründen und schlechtem Gewissen der Messe am Morgen fernbleibt. Die Einführung der Abendmesse ist darum keine „liturgische Delikatesse“, sondern „eine äußerst dringende Notwendigkeit“.

**Die englische Jugend von heute** Vor einer Versammlung der Kolumbusritter entwarf der bekannte Jesuitenpater und Jugenderzieher C. C. Martindale ein düsteres Bild von der englischen, insbesondere der Londoner Jugend. Im Vergleich zur Jugend nach dem ersten Weltkrieg, sagte er, besitzt die heutige erheblich mehr äußere Anständigkeit. Aber innerlich ist sie weit haltloser und triebhafter, neigt mehr zur Brutalität und ebensowohl wie die damalige zur Unehrlichkeit.

Die Haltlosigkeit steht nach diesem Urteil in engem Zusammenhang mit der Auflösung der Familie, die sich den Jugendlichen durch die Selbstverständlichkeit der Ehescheidungen und durch das, was man als wirtschaftliche Unmöglichkeit normalen Ehelebens hinzustellen beliebt,

besonders eindrucksvoll darstellt. Für das Schwinden des Verantwortungsgefühls ist im Urteil dieses Briten auch der Staatssozialismus Englands nicht unwichtig, weil er die Vorstellung unterstützt, der einzelne sei nur mehr eine Nummer im Ganzen.

Die Unehrlichkeit wird durch die wirtschaftliche Unsicherheit, die hohen Steuern und Preise begünstigt. Es wird nachgerade selbstverständlich, daß man sich aus jeder peinlichen Situation irgendwie herauswinden muß.

Als besonders bedrohlich sieht P. Martindale eine beträchtliche Zunahme brutaler Gefühle und Verhaltensweisen an. Es handelt sich dabei am sichtbarsten um steigende Grausamkeit und Empfindungslosigkeit für den Nächsten, doch darüber hinaus auch um ein allgemeines lustvolles Untergehen im rein tierhaften Gefühlsbereich. Hierfür sieht Martindale keine andere als die theologische Erklärung, die Paulus in Römer 2 gegeben hat. Es ist eine Tatsache, die uns anzeigt, daß wir uns bereits in der zweiten Dimension des Paganismus befinden.

**Anglikanische Geistliche und Rom** Der katholische Bischof von London-Southwark, Msgr. Cowderoy, sagte in einer Rede vor der Gesellschaft zur Unterstützung der Konvertiten, es gebe in England schätzungsweise 1400 nichtkatholische Geistliche, natürlich hauptsächlich in der anglikanischen Kirche, die in ihrer Glaubensüberzeugung vollständig mit der katholischen Lehre übereinstimmen und sich selbst als „papalists“ bezeichnen. „Sie gestehen ein, daß sie im Schisma sind. Doch sie trauern über jede Einzelkonversion zum römisch-katholischen Glauben, weil es nach ihrer Ansicht ihre Pflicht ist, zu bleiben, wo sie sind, um für eine allgemeine Vereinigung mit Rom zu wirken.“ Der Bischof anerkannte den guten Glauben dieser Geistlichen; er hält aber ihren Standpunkt für nicht vereinbar mit der Loyalität, die sie als Amtsträger ihrer eigenen Kirche schulden. Er glaubt auch nicht, daß sie der katholischen Kirche dadurch einen Dienst erweisen und die Bekehrung Englands zum römisch-katholischen Glauben beschleunigen. Im Gegenteil fordere jede Bemühung um die Wiedervereinigung die größtmögliche Klarheit und Redlichkeit. Wer erkennt, daß er im Schisma ist, muß daraus die Konsequenz des offenen Übertrittes ziehen. Es wäre verkehrt, wenn Katholiken Menschen, die sich in der Lage dieser Geistlichen befinden, in der Annahme bestärkten, daß sie auch ohne offene Konversion „auf eine gewisse Art“ Mitglieder oder gar Priester der Kirche wären und eines Tages vielleicht auch von Rom in ihrer Eigenart offen anerkannt werden könnten. Das ist eine Hoffnung, „die nie verwirklicht werden kann“.

**Der christliche Filmkritiker und sein Publikum** Zu der vom Internationalen Katholischen Filmbüro (OCIC) in Brüssel veranstalteten Generalrats- und Studientagung über das Thema „Christliche Filmkritik“ in Luzern vom 25. bis 28. Mai d. J. hatten 26 Nationen aller Weltteile etwa hundert Vertreter entsandt. Die Laien überwogen, und wohl über die Hälfte aller Teilnehmer waren Leute von der Presse, die ja in erster Linie an den Fragen der Filmkritik interessiert sind. Auch Deutschland war mit einer kleinen Schar namhafter Filmfachleute vertreten: Dir. A. Kochs (Köln), Dr. A. Funk (Trier), Dompräbendar Semle (Rottenburg), P. Werner Barzel SJ und

Dr. E. Rümmele (Konstanz), dessen theologische Doktorarbeit über die pastoraltheologische Bedeutung des Spielfilms von 1938 nach dem Urteil aller, die von der Sache etwas verstehen, neu aufgelegt werden sollte. Besonders herzlich willkommen geheißen wurde als Vertreter der evangelischen Kirche Pfr. Werner Heß, der sich mit Dir. Kochs in die Vertretung der christlichen Kirchen bei der „Freiwilligen Selbstkontrolle der Deutschen Filmwirtschaft“ teilt. Ein ausführliches Referat des noch jugendlichen Pariser Chefredakteurs von „Radio-Cinéma“, J. L. Tallenay (Pseudonym für Chartier), schuf die Grundlage für eine fruchtbare Diskussion.

Die Filmkritik hat eine Doppelaufgabe, sie ist „Information“ und „Formation“. Der christliche Filmbesucher erwartet zwar von seinem Kritiker eine Lenkung seiner Auswahl nicht nur in künstlerischer Hinsicht, sondern auch aus Verantwortung vor Glaube und Sitte, jedoch soll der Kritiker nicht selbst die Entscheidung treffen, sondern nur dem Leser alle Urteilelemente darbieten, so daß dieser sich eine persönliche Meinung bilden kann. Andererseits trägt die Filmkritik wesentlich zur Bildung bei, besonders bei jenen Geistlichen, die entweder noch immer eine ablehnende Haltung zum Film überhaupt einnehmen, oder aber ihre literarische Bildung in gänzlich ungeeigneter Weise auf Filme übertragen und so in ihrem Werturteil sich nicht selten Irrtümern hingeben. Die Erfüllung dieser Aufgabe setzt beim Kritiker eine ebenso weite wie vielfältige Kenntnis voraus, vor allem muß er die Geschichte des Filmwesens wie einzelner Filme genau kennen, um die zahlreichen Fallen, die die Reklame dem Publikum stellt, vereiteln zu können, etwa, wenn alte Filme unter einem neuen Namen auftauchen usw. Die örtlichen Verhältnisse sind dabei, je nachdem die Kinobesitzer bewußt obstruieren und die gefürchtete objektive Kritik hinauszuschieben versuchen, ganz verschieden, so daß es oft notwendig wird, schon eine kurze Kritik zu bringen, bevor man den Film gesehen hat. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit einer schnellen Verbreitung und eines internationalen Austauschs der Bewertungsprädikate und des Besuchs aller Uraufführungen und Pressevorführungen.

Was die künstlerische Seite der Filmstreifen anbelangt, darf der Kritiker nicht alles um jeden Preis erklären wollen. Wesentlich ist jedoch die Objektivität und vor allem die Einheitlichkeit im Urteil, die sich von keinerlei nebensächlichen und persönlichen Rücksichten beeinflussen läßt und auch nationale Filmzeugnisse nicht günstiger behandeln darf. Bei mittelmäßigen Filmen ist diese Linie oft schwer einzuhalten, aber sie führt dazu, daß der Kritiker bei seinen Lesern an Ansehen gewinnt. In sittlicher Hinsicht ist es nicht notwendig, daß die Sorge um das rechte Urteil sich bis zur Besessenheit steigert. Das große Publikum sucht ja im Kino Zerstreung und nicht Lebensunterricht; daher soll man keine Probleme suchen wollen, wo keine sind, eine Gefahr, die besonders Gebildeten mit bloßem Buchwissen auflauert. Im Gegenteil, der Kritiker ist es sich schuldig, „klein“ zu sein mit seinem „kleinen“ Leser, da er ja nicht viele „große“ haben wird. Sobald der Schriftsteller zur Feder greift, hat er auch schon sein Gegenüber, an das er sich wendet. Die Hauptsorge des Kritikers nun beginnt mit dem Augenblick, wo der Kinobesucher den Film gesehen hat und entweder befriedigt oder unbefriedigt das Kino verläßt. Andererseits liebt es nicht jedermann, Kritiken zu lesen, welche die Handlung so breit erzählen, daß

man ihr auf der Leinwand nicht mehr mit Spannung folgen kann. Aus diesem Grunde ist allen Versuchen und Vorschlägen, die Spalten der Presse einer Art Lehrgang über die Filmkunde — als Gegenstück zur literarischen Bildung — zu öffnen, mit Skepsis zu begegnen. Größeren Erfolg dürften solche Bestrebungen in einem ausgewählten Kreis junger Menschen haben, die gewillt sind, an der Verwirklichung eines „christlichen Kinos“ mitzuarbeiten.

Die Kritik der Kritik muß ein Schwanken zwischen Impressionismus und ästhetischem Formalismus, zwischen ethischem Formalismus und Urteilen auf Grund von Äußerlichkeiten beanstanden. Jede dieser Betrachtungsweisen hat natürlich ihre Berechtigung, nur der ausschließliche Gebrauch einer einzigen ist abzulehnen, entscheidend ist jedoch die Herausarbeitung der Bedeutung eines Films, insbesondere seines Sujets. Die Analyse der Handlung und Angaben über die Ausdrucksmittel müßten es ermöglichen, die Bedeutung eines Films als Ganzen, seine Botschaft, zu erschließen, aber die Analyse muß von dem persönlichen Urteil des Kritikers deutlich abgehoben sein, welcher seinerseits als Christ sein Werturteil nicht aufspalten darf in eines vom künstlerischen Standpunkt und eines vom moralischen; er muß sein persönliches Urteil abgeben und es gleichzeitig auf künstlerische Gesichtspunkte und solche tiefer menschlicher Gegenwirkungen gründen.

Die Wichtigkeit des Sujets für die Kritik wurde in der Diskussion besonders von Spaniern und Südamerikanern hervorgehoben. Das Sujet ergibt sich aus dem fertigen Streifen ohne Rücksicht auf etwaige Intentionen seiner Urheber, es ist Träger dessen, was ein Film auszusagen hat. Spricht man heute vom Niedergang des Films, dann bedeutet dies, daß es dem Film an Sujets mangelt, technische Reife vorausgesetzt. Eine Besserung ist nur von einer ernsteren Auffassung des Menschen zu erwarten; der Mensch ist im Grunde, ob er will oder nicht, ein ernstes Wesen; Beweis hierfür ist nicht zuletzt die Tatsache, daß der Film große Massen demoralisieren konnte. Daraus ergibt sich gebieterisch die Herausarbeitung des Sujets. Gewiß fordert der Film eine Kritik „sui generis“, aber schon Menendez y Pelayo schrieb: „Indem die Ästhetiker und Kritiker der Technik den Rücken kehrten und sich hinter absolute Prinzipien verschanzten, sind sie in einen oberflächlichen und pedantischen Dogmatismus verfallen, dessen Nichtigkeit man gewahrt, wenn man versucht, zur Anwendung zu gelangen.“ Der Kritiker weiß, daß ein Film „voll guter Absichten“ ebenso an Wahrheit verlieren kann, wie er an Intentionen gewinnt. Ein Film ist dann gut, wenn sein Sujet wahr ist. Ein Film kann — dies sei einmal mehr betont — nicht an den menschlichen Makeln und Fehlern vorbeigehen. Man darf aber auch nicht übersehen, daß der Film an den Formproblemen unserer Zeit Anteil hat und daß mancher Film nur durch ein gründliches Studium der Form verstanden werden kann. Die Filmkritik ist die notwendige Ergänzung des kirchlichen Filmdienstes, welcher die Filme im Auftrag der Kirche klassifiziert; aber die Kirche hat es nicht nötig, ihre Autorität einzusetzen, um etwa zu entscheiden, ob ein Film künstlerisch gelungen ist. Wichtig ist auch, daß die christliche Kritik am Film so abgefaßt ist, daß sie für den außerhalb der Kirche Stehenden keine Fremdsprache ist. Wir wollen weder ein christliches „Ghetto-Kino“, noch eine christliche „Ghetto-Kritik“.

**Die Gleichschaltung der Kirche in Ungarn**

Wie es sich auch aus unserer Meldung über den Prozeß gegen Erzbischof Grösz ergibt, wird die Gleichschaltung der Kirche in Ungarn nach dem Muster der Tschechoslowakei mit großer Energie fortgesetzt.

Die Regierung hat in diesen Tagen durch einen Erlaß angeordnet, daß höhere kirchliche Würdenträger nur nach vorheriger staatlicher Zustimmung ernannt werden können, für deren Erteilung der Präsidenschaftsrat zuständig sein wird. Genehmigungspflichtig ist die Ernennung von Bischöfen, Weihbischöfen, Äbten und höheren Ordensoberen. Die Genehmigung ist für alle seit Januar 1946 ernannten Persönlichkeiten nachzuholen. Darunter fallen also insbesondere die vor kurzem ernannten Weihbischöfe für die Erzdiözesen Esztergom und Kalocsa. In der Tschechoslowakei wurde die gleiche Anordnung im Jahre 1949 getroffen.

Im Augenblick des Druckbeginns trifft die Nachricht ein, daß auch diese Maßnahme durch eine neue überholt ist: die Regierung hat, wie die tschechoslowakische, verschiedene staatliche Kapitularkvikare ernannt und amtierende Bischöfe vom Verkehr mit den Gläubigen abgeschnitten.

Was die wenigen, auf Grund des Kirchenabkommens noch bestehenden katholischen höheren Schulen betrifft, wird ihnen durch einen Erlaß des Präsidenschaftsrates vom Mai d. J. die Möglichkeit zur eigenen Gestaltung des Unterrichts stark eingeschränkt. Der Erlaß bestimmt, daß der Eintritt in die höhere Schule ausnahmslos erst nach Beendigung des achtjährigen Volksschulkurses geschehen darf. In den Gymnasien aller Art ist sowohl der staatliche Lehrplan verbindlich, wie auch die staatlichen Unterrichtsbücher und Lehrmittel gebraucht werden müssen. Der Religionsunterricht ist überall nur als freiwilliges Fach zugelassen. Die katholischen Schulen sind also wie alle anderen gezwungen, ihren Schülern die marxistische Lehre aufzuoktroyieren.

**Massendepportationen im Osten**

Gleichzeitig haben die Regierungen von Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Bulgarien mit der Deportation „volksfremder Elemente“ aus den Großstädten begonnen. In Polen begann die Austreibung mit einem Erlaß am 15. Mai. Zuvor war die ganze Bevölkerung, angeblich zwecks Ausgabe von Ausweisen, in fünf Klassen eingeteilt worden: Klasse I umfaßt die Aktivisten, Klasse II die gewöhnlichen Parteimitglieder, Klasse III die staatlichen Funktionäre und Angestellten öffentlicher Betriebe, Klasse IV die loyalen Staatsbürger, Klasse V die sozialen Parasiten. Dazu gehören beispielshalber: Ausbeuter, Volksfeinde, reaktionäre Geistliche, Mönche und Nonnen, Westlichgesinnte, ehemalige Kapitalisten und Offiziere, ehemalige Anhänger von Mikolajczyk und Anders. Angehörige der Klasse V wurden in größerer Zahl aus Warschau, Krakau, Posen und anderen Städten in entlegene Landgebiete gebracht. Sie durften nur einen kleinen Teil ihrer persönlichen Habe mitnehmen. Die Räumungsfrist war kurz. Am Bestimmungsort waren keinerlei Vorkehrungen für ihre Unterbringung getroffen. Der Kardinal von Krakau hat deshalb die Geistlichen angewiesen, für die Ankommenden nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Das kommunistische Krakauer Blatt schrieb zu den Deportationen: „In unserm Lande dürfen weder Feinde des Staates noch solche Leute, die mit ihnen eng verbunden waren, das Vorrecht haben, Wohnungen in Großstädten besetzt zu halten. Diese verbrecherischen Elemente sollten wenigstens aus unseren großen Städten, wo schöpferische Arbeit geleistet wird, verschwinden.“ Die Zeitung kündigt an, daß die Städte von diesen unzuverlässigen Elementen und ihren Familien ganz gereinigt werden.

In Ungarn wurden von den Ausweisungen hauptsächlich Bewohner von Budapest, Szegedin und Debreczin getroffen, in der Tschechoslowakei solche aus Prag und Preßburg, in Rumänien Bürger von Bukarest und Klausenburg, in Bulgarien von Sofia, Warna und Plovdiv.

Die Durchführung traf, wie Einzelberichte erkennen lassen, Personen jeden Alters und jeder sozialen Stellung. Der größere Teil wurde anscheinend mit der ganzen Familie ausgewiesen. Zu einem andern Teil wurden die Kinder von den Eltern getrennt. In Ungarn wurden drei Sorten von Polizeibefehlen ausgegeben. Die einen gewährten eine Frist von Tagen, die zweiten von Stunden; wer dagegen das Unglück hatte, einen Befehl der dritten Art zu bekommen, hatte sich auf der Stelle und ohne Gepäck bei der Staatspolizei einzufinden. Die Betroffenen dieser Klasse sind bisher unbekanntem Aufenthaltes.

Der Vorsitzende des ungarischen Präsidenschaftsrates, Stefan Kovacs, bemerkte zu der Aktion: „Klassenfremde und unzuverlässige Elemente müssen mit Spezialarbeit beschäftigt und unter Aufsicht gehalten werden. Wir sollten Arbeitsplätze für sie aussuchen. Sie dürfen nicht die Erlaubnis bekommen, zu gehen, wohin sie wollen.“

Berichten zufolge, die in Stockholm eintrafen, sind in Ungarn allein etwa 50 000 Menschen für diese Deportationen und Zwangsarbeiten vorgesehen.

Der Sprecher der Vereinigung amerikanischer Staatsbürger ungarischer Nationalität, Dr. Béla Fabian, nannte die gegenwärtig laufende Aktion den „dritten großen Massenmord unserer Zeit“. Er nannte folgende Gründe, die die Beherrscher der Satellitenstaaten wahrscheinlich dazu veranlassen: 1. Sie wollen den Charakter der Bevölkerung der Satellitenländer verändern (vgl. dazu die Meldung Herder-Korrespondenz 5. Jhg. Heft 10 S. 440). 2. Sie wollen panische Furcht bei denjenigen erzeugen, die davon betroffen werden könnten. 3. Sie brauchen Sklavenarbeiter. Dies ist ein Weg, sie zu beschaffen. 4. Sie wollen die beherrschten Länder von solchen Menschen reinigen, die zum Potential der Führerschicht der künftigen Widerstandsbewegung gehören.

Die genannte Vereinigung hat das Staatsdepartement aufgefordert, gegen die ungarische Regierung vor den Vereinten Nationen wegen folgender bewiesener Tatsachen Anklage zu erheben:

1. Das ungarische Regime hat ganze Familien gewaltsam aus Städten entfernt und in ländlichen Konzentrationslagern interniert.
2. Es hat minderjährige Kinder von den Eltern getrennt.
3. Schwangere Frauen, kranke und alte Personen beider Geschlechter wurden in Konzentrationslager eingeliefert und der ärztlichen Fürsorge beraubt.

Der Abgeordnete Kersten hat im Repräsentantenhaus einen Antrag auf Abbruch der diplomatischen Beziehungen eingebracht.

Die ungarische Regierung hat bisher die Deportation von 924 Familien aus Budapest zugegeben. Sie bestehen nach

dem Communiqué aus „früheren Fürsten, Grafen und Baronen, Horthy-Ministern, Generälen und Staboffizieren, Großhändlern und Großgrundbesitzern“.

**Der Vatikan lehnt die Amnestie für Erzbischof Stepinac ab**

Die jugoslawische Nachrichtenagentur Tanjug hat folgendes bekanntgegeben: „Mit Bezug auf gegenteilige Mitteilungen der ausländischen Presse in Sachen

Stepinac wird festgestellt, daß die jugoslawische Regierung am 2. Juni 1951 durch den Informationsminister und die Vatikanische Gesandtschaft in Belgrad dem Vatikan mitgeteilt hat, daß sie entschlossen sei, die Gefängnisstrafe für Stepinac abzukürzen unter der Bedingung, daß er sofort das Land verläßt.

Am 2. Juli hat der zweite Geschäftsträger der Vatikanischen Gesandtschaft dem Minister des Auswärtigen mitgeteilt, daß der Vatikan dies Anerbieten abgelehnt hat.“

Der „Osservatore Romano“ bemerkt zur Begründung dieser päpstlichen Entscheidung: „Der Heilige Stuhl ist darüber unterrichtet, daß Seine Exzellenz (Erzbischof Stepinac), im Bewußtsein seiner Unschuld, wünscht, in der Nähe seiner Gläubigen zu bleiben. Der Heilige Stuhl kann nicht umhin, seine Gefühle zu respektieren und beabsichtigt nicht, ihm ein Exil aufzuerlegen, das im Gegensatz zu dem stände, was Erzbischof Stepinac als Gewissenspflicht ansieht.“

Die jugoslawische Presse hat die Ablehnung dieses Angebotes sehr heftig kommentiert. Sie variiert den Gedanken: Dem Vatikan ist nichts an der Person Stepinacs gelegen. Er ist froh, den Fall Stepinac zu haben, um in der Welt gegen Jugoslawien Propaganda machen zu können. Die vatikanische Entscheidung kommt Belgrad sehr ungelegen. Das geht aus einer Äußerung von „Politika“ hervor. Das Belgrader Blatt schreibt: Die Gefängnishaft des Erzbischofs „hat für Jugoslawien internationale Schwierigkeiten gebracht“. Diese Bemerkung hellt die Gründe auf, die Tito bewogen haben, dem Vatikan die Freilassung von Msgr. Stepinac anzubieten. Das Anerbieten fällt zeitlich ungefähr zusammen mit anderen Gesten gegenüber dem Westen. So sagte Tito z. B. in einer Rede in Cetinje, sein Land habe Hilfe von derjenigen Seite erhalten, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Der Westen habe sich dadurch mehr von sozialistischem Geist erfüllt gezeigt als die Sowjetunion, die Jugoslawien nur mit Beschimpfungen zu überhäufen wisse.

Der Heilige Stuhl hat sich aber nicht mit einer Geste begnügen wollen, sondern die Wiederherstellung des Rechts gefordert. „Osservatore Romano“ weist darauf hin, daß es unmöglich ist, das Schicksal Erzbischof Stepinacs für sich allein zu betrachten und zu behandeln. Wenn Jugoslawien den Weg zur religiösen Befriedung beschreiten wolle, müsse es seine gesamte Haltung gegenüber der Kirche ändern.

### *Aus den Missionen*

**Das Missionsapostolat der Ordensfrauen Missionsgebetsintention für August 1951**

In der Apostolischen Konstitution „Sponsa Christi“ vom 21. 11. 1950 werden die Klosterfrauen, die sich ganz dem beschaulichen Leben geweiht haben, daran erinnert, „daß ihr Beruf ganz und durchaus apostolisch ist, ohne Grenzen des Ortes, der Zeit oder der Dinge, und daß er sich immer und

überall auf alles bezieht, was auf die eine oder andere Weise die Ehre ihres Bräutigams oder das Heil der Seelen betrifft.“ So kann das Missionsapostolat, das primärste und größte Apostolatsanliegen der Kirche in einer zusammenwachsenden Welt, deren Schicksale die nichtchristlichen Völker immer stärker mitbestimmen, nicht übersehen werden. Wir haben vor etwa zwanzig Jahren erlebt, daß Hunderte von Klöstern beschaulicher Frauenorden bestimmte Missionsgebiete in ihr Gebets- und Opferleben besonders einschlossen („adoptierten“). Ja bis zur Stunde werden von der altchristlichen Welt aus hie und da beschauliche Klöster mitten in Missionsländer gepflanzt, um durch Gebet, Buße und Beispiel aus der umfriedeten Klosterstille heraus das äußere Apostolat zu unterstützen und zugleich den rein übernatürlichen Charakter des katholischen Missionswerkes auch vor den Nichtchristen eindrucksvoll zu betonen.

### *Mission ist ein Anliegen aller Ordensfrauen*

Aber auch die tätigen Frauenorden und Kongregationen in der Heimat dürfen ihre Pflicht zur Teilnahme am Missionswerk nicht übersehen, mögen sie auch die Missionsarbeit nicht zu ihren direkten und unmittelbaren Aufgaben zählen. Die im modernen Leben notwendige Spezialisierung auch der Ordensfrauen kann hier leicht zu einer Blickverengung führen. Aber jede Ordensfrau hat sich ganz dem ganzen Christus geweiht und damit auch der Kirche mit allen ihren Aufgaben, einer Kirche, deren Wesensgesetz Wachstum ist, also Mission. Eine Ordensfrau, die sich dem Apostolat der Glaubenserhaltung oder dem Weltapostolat in einer entchristlichten Gesellschaft widmet, ohne ihr Gebet und ihr tätiges Interesse dem Apostolat der Kirchengründung in den noch nicht von der Kirche erfaßten Ländern der Erde zuzuwenden, würde eine mangelhafte Einstellung zu ihrem Berufe haben und dem Missionswerk kostbare Hilfe entziehen. Die Propagandakongregation hat deshalb durch Dekret vom 14. Juli 1949 die weiblichen Orden und Kongregationen allesamt eingeladen, sich im Rahmen eines Sonderstatuts den Zielsetzungen des Priestermissionsbundes anzuschließen, die Liebe zum Missionswerk in der eigenen Seele zu vertiefen und diese Liebe auch in ihrer Arbeit nach außen zu betätigen. Das Programm dieser Missionstätigkeit soll „in absolutester Form vom Geist der Übernatur und Universalität erfüllt sein“. Das Apostolat als Ganzes soll dabei über jedes Sonderinteresse, selbst über das Missionswerk der eigenen Gemeinschaft gestellt werden, ohne letzteres zu vernachlässigen: „Sie (d. h. die Ordensfrauen) müssen in Bejahung des gemeinsamen Geistes der Katholizität zuerst den Missionen im allgemeinen ihr Gebet und ihre Mitarbeit anbieten, dabei vor allem im Auge behaltend, daß alles, was für das katholische Apostolat geschieht, den einzelnen Missionen dann wieder von selbst zugute kommt.“ An Einzelformen der Missionshilfe werden empfohlen: die Teilnahme an der feierlichen Oktav für die Rückkehr der getrennten Brüder zur Einheit der katholischen Kirche (18.—25. Jan.), die Teilnahme an der öffentlichen und allgemeinen Feier des Weltmissionssonntags, ferner die Förderung des Tages der Kranken für die Missionen, die Verbreitung von Missionskenntnissen in Schulen, Krankenhäusern, Instituten, die Pflege der Missionsberufe bei der Jugend und die aktive Mitarbeit an der Förderung der Missionshilfswerke in Kollegien und Schulen.

Zehntausende von Ordensfrauen üben nun heute in Übersee als Mitarbeiterinnen am Werk der Kirchengründung den Missionsberuf als Spezialberuf aus. Ihr Missionsapostolat immer vollkommener zu gestalten, ist auch ein Anliegen unserer Gebetsintention. Im Missionseinsatz der Ordensfrauen läßt sich eine interessante Entwicklung wahrnehmen. Eigentlich erst seit dem Entdeckungszeitalter hat man die Hilfe der Ordensfrau in den Missionen angerufen, in der spanisch-portugiesischen Periode ganz schüchtern, später immer kühner, nicht ohne Zusammenhang mit der Entwicklung der Auffassungen über die Emanzipation der Frau im abendländischen Raum. Eine Ordensfrau in öffentlichen Schulen und Krankenhäusern der Mission, die Operations- und Hebammenschwester, die Missionsärztin wären dem 15. und 16. Jahrhundert ein Anstoß gewesen. Ja als Rom den Weg freigab, um den Missionsorden eigene Abteilungen von Schwestern anzugliedern, deren Mitglieder sich der geburtshilflichen Tätigkeit oder dem Beruf der Ärztin widmen sollten, bzw. als Rom die Gründung selbständiger Kongregationen von Missionsärztinnen und Pflegerinnen billigte, schreckten viele weibliche Orden noch vor diesen Aufgaben zurück. In letzter Zeit strebt man auch immer mehr danach, die Missionsschwestern neben den Missionaren im direkten Apostolat unter den heidnischen Frauen und Familien einzusetzen, ohne dabei die bisherige segensreiche Tätigkeit in Schulen, Waisenhäusern, Hospitälern, Familien-erziehung durch Brautheime usw. als überflüssig zu betrachten. Man hat nur darauf hingewiesen, daß bei dieser Tätigkeit ohne wache Selbstkontrolle der missionarische Charakter solcher Arbeit vergessen werden kann.

#### *Anpassung der Frauenorden an die Missionsaufgaben*

Außerordentlich aufschlußreich zu dieser Frage ist ein Brief, den der Apostolische Internuntius in China, Msgr. Riberi, einer Ordensfrau zum Goldenen Ordensjubiläum schrieb und der in „China Missionary Bulletin“ (2/1951) veröffentlicht wurde. Msgr. Riberi stellt hier fest, daß die Caritasarbeit der weiblichen Orden in China das wirksamste Mittel war, um der Kirche das Wohlwollen einer fremden Zivilisation zu gewinnen. Diese Arbeit sei stets eng mit dem Werk der Glaubensverbreitung verbunden gewesen. Aber ihr Ausbau und die Anforderungen, die sie an das Personal stellte, habe die Gefahr heraufbeschworen, daß man diese Werke als Selbstzweck betrachtete. Schritt für Schritt hätten sie ihren Charakter als Instrumente der Glaubensverbreitung, als Sauerteig des Evangeliums in die Massen hinein verloren. Der Internuntius stellt die Frage, ob man das Werk der Schwestern in China und anderswo nicht dynamischer gestalten könne. Ihr apostolisches Leben sei nicht voll gelebt, wenn sie nicht nach den Heiden ausschauten, um sie zu Christus zu führen. Die Regeln und Konstitutionen der Orden sollten selbstverständlich geachtet werden, aber da das Heil der Seelen höchstes Gesetz der Kirche sei, müßten sie in diesem Sinne ausgelegt werden. Außerdem könnten die Regeln dem Missionsland angepaßt werden, was bei manchen in Europa gegründeten Frauenorden nicht genügend beachtet worden sei. Es sei Pflicht der in den Missionen arbeitenden Schwestern, in den Kapiteln der Orden entsprechende Reformvorschläge zu machen und mutig dafür einzutreten. Auch die intellektuelle Bildung der Schwestern sei stärker zu fördern, nicht zuletzt im Interesse ihres geistlichen Lebens. Allzuoft ent-

behrten die Schwestern auch einer technischen und kulturellen Schulung. Sie müßten eine pädagogische Vorbildung erhalten, so daß sie mit Zuständigkeit und Erfolg den Katechismus lehren könnten. Vor allem müsse eine Schwester, die ihr Leben in den Missionen zubringen wolle, auch die Sprache des Landes lernen. Alle Schwesternausbildung solle so sein, daß sie ein wirksames Mittel zur Hinführung der Heiden zu Christus sei. Der Internuntius empfiehlt eine starke technische Spezialisierung der Schwestern als einziges Mittel, um an die heidnische Gesellschaft heranzukommen, aber auch eine stärkere Teilnahme der Schwestern am Laienapostolat. Hier sei ein unübersehbares Feld der Tätigkeit für Ordensfrauen. Mit ihrem klugen Eifer könnten sie eindringen, wo andere nicht hinkommen. Es gebe keine Grenze für das, was sie hier tun könnten. Solche tätige und kraftvolle Mitarbeit wäre für Priester und Bischöfe ein großer Segen. Für manche Werke seien die Zeiten, in denen wir leben, sehr schwierig. Manche seien — gerade in China — bereits unmöglich gemacht worden. Das sei traurig. Aber von Ungemach könne auch Gutes kommen. Es würde ein großes Gut sein, wenn manche Schwestern es dazu brächten, sich dem direkten Apostolat zu widmen. Nicht wenige Bischöfe hielten dies für eine Führung der Vorsehung.

## Ökumenische Nachrichten

### Volksbefragung vor einer Remilitarisierung

Im Interesse einer echten Demokratie fordert der Präses der Synode der EKD, Dr. Gustav W. Heinemann, Essen, in Niemöllers „Stimme der Gemeinde“ (Juni 1951) eine Volksbefragung, ehe der Bundestag in Bonn zu Beschlüssen über eine Remilitarisierung schreitet. Dr. Heinemann lehnt zunächst die von der Ostzonenregierung propagierte Volksbefragung ab. Die Bundesrepublik müsse sich aber an die Regeln der Verfassung halten. Das Grundgesetz sehe, wie jeder weiß, keine militärische Gewalt vor. Sollte der Bundestag ohne Mitwirkung der SPD mit einfacher Mehrheit über militärische Leistungen und Pflichten Westdeutschlands entscheiden wollen, so würde zumindest Hessen den Verfassungsgerichtshof anrufen. In dieser Lage müsse etwas geschehen: „Unsere Konzeption sollte sein, daß wir im Westen eine vorbildliche Ordnung freiheitlicher Demokratie und sozialer Gestaltung entwickelten und uns auf dieser Basis unter Ablehnung mindestens jeder vorzeitigen westlichen Bindung bis zum äußersten um die Wiederherstellung deutscher Einheit unter Wahrung der Würde und der Freiheit des Menschen bemühen . . . Freiheitliche Demokratie — und nur von dieser ist im Augenblick hier weiter zu reden — erfordert, daß eine westdeutsche Entscheidung über militärische Dinge nicht ohne neuen Kontakt mit den Wählern im Volk geschieht. Hier ist nicht nur eine neue Situation entstanden . . . sondern hier soll in einer fundamentalen Frage eine radikale Kehrtwendung gegen das Voraufgegangene vollzogen werden. Es ist unfair, die Entscheidungsbefugnis über eine solche Kehrtwendung nachträglich in die auf ganz anderer Grundlage erteilten Wahlmandate vom August 1949 einzubeziehen . . . Hier ist zumindest eine Volksbefragung geboten, wobei es selbstverständlich nicht um die suggestiven Fragen der ostdeutschen Aktion, sondern nur um konkrete Kernfragen (z. B. Wiedereinführung einer Militär-